



Berlin, den 13. April 1901.

## Ministerreisen.

Als die Osterglocken von fleißigen Küstern gestimmt wurden und die Redakteure seufzend wieder einmal von dem asiatischen Gott und den Heidengöttern Germaniens, von Auferstehung und Weltfrieden zu schreiben begannen, lasen wir, Preußens Minister und des Reiches Ressortsekretäre seien fast sämtlich verreist, um „sich während der parlamentarischen Ferien zu erholen“. Das kann man den Herren gönnen. Sie habens heutzutage nicht leicht, verbrauchen, in der ewigen Unsicherheit aller Verhältnisse, ihr Nervenkapital schnell und werden, wenn sie nicht Privatvermögen ererbt, erworben oder erheirathet haben, bei der thörichten Sitte, Unsummen für die leidige „Repräsentation“ ausgeben zu müssen, in ihren unwohnlichen Palästen von mancher Sorge heimgesucht. Ihnen und uns kann es nur nützlich sein, wenn sie für ein Weilchen wenigstens von der Schreibstube scheiden und andere Gesichter sehen als die des Dezernenten und der Vortragenden Räte. Sie sollten es öfter thun. Diese Ferienreisen sind ja ganz hübsch und gewiß erquickend, aber sie bringen nicht die Erlebnisse und Erfahrungen, die wir den Herren wünschten, die sie selbst sich erschnen sollten. Sie setzen sich ins reservirte Coupé, werden von allen Bahnbeamten devot umdientert und fahren im Frühling nach Oberitalien, im Sommer an die See oder ins Gebirge. Da sitzen sie im Hotel oder in einem feinen Logirhaus. Die Badeliste oder das Fremdenbuch verzeichnet ihre Namen und Titel, das Ortsblättchen meldet ihr Eintreffen, vielleicht folgt auch ein flinker Reporter

ohne Erröthen ihrer Spur. Jeder kennt sie, also behandelt Jeder sie gut. Ein paar Bekanntschaften am Brunnen, auf einer Bergspitze, an der Table d'Hôte; aber mit Auswahl: eine Excellenz kann sich doch nicht mit der Noture einlassen. Professoren oder Kommerzienräthe müßens mindestens sein; wer weiß, was man sonst zu hören bekäme, wenn der Wein erst die Zungen gelöst hat! So vergeht die Zeit angenehm, und der Minister nimmt die Zuvorsicht heimwärts, daß er ein allgemein bekannter und anerkannter, ein im wahrsten Wortsinne prominenter Mann ist und daß die Deutschen, so weit sie eben nicht den Umsturzparteien angehören, im Grunde doch recht zufriedene, glückliche Leute sind. Keiner hat zu dem hohen Herrn anders gesprochen, Keiner den Ton angeschlagen, der manchmal jetzt durch die Blätter rauscht. Allenfalls ist Einer nicht von der Walderseefahrt, ein Anderer nicht von der Aussicht auf höhere Kornzölle entzückt. Das muß man ihnen dann erklären, die Erwägungen andeuten, von denen die Staatsregierung sich leiten läßt, die beinahe schon wieder capriciöse Zwangslage, in die sie gerathen ist: Dann kommen die Leute schnell zur Einsicht, danken für die huldreiche Aufklärung und erbitten Entschuldigung; sie seien den Ereignissen doch zu fern; und die Demagogen, die heutige Verhegung; und so weiter. Der Minister nickt wohlwollend und sagt, seine Thür sei jedem guten Bürger stets offen, er verlange ja gar nichts Anderes als die Möglichkeit, sich bei tüchtigen Männern informiren zu können, und wenn der Weg sie nach Berlin führe, sollten sie nicht versäumen. . . Verbeugungen. Badekommissar, Gastwirth und Kellner neigen die Häupter bis zur Erde. Der Gattin des Ministers werden Blumensträuße überreicht und der Mann spricht zu ihr, während er sich in die rothen Polster sinken läßt: „Siehst Du, Kind, die eigentliche Bevölkerung denkt doch anders als die kleine Schaar der Schreier. Noch ist, Gott sei Dank, unser Volk kerngesund. Es ist nöthig, sich mitunter in die Menge zu mischen.“

Gesehen, erlebt hat der excellente Herr nichts und keinen neuen, seines Wesens Willensrichtung bestimmenden Eindruck bringt er nach Hause. Nur ein Bißchen frischer ist er, nicht mehr ganz so nervös, und kann nun wieder von früh bis spät Vorträge hören, Petenten empfangen und Verfügungen unterschreiben. Was er verfügt, weiß er noch ungefähr; das Meiste hält er selbst für überflüssig; aber es war immer so und wird verlangt. Die Ausführung kann er nicht überwachen und das Gebiet, wo die Verfügung wirken soll, kennt er fast nie; wenigstens nicht die lebendige Fülle der Einzelheiten. Die Anschauung fehlt; woher sollte sie kommen? Er ist, langsam oder

geschwind, die hierarchische Leiter hinaufgeklettert, war Referendar, Assessor, Rath, Präsident einer Provinzialregierung. Vielleicht auch Offizier oder Grundbesitzer. Dann kennt er doch einen Beruf. Sonst hat er, im Lande der Kastenscheidung, nur im Bannkreis der Bureaukratie gelebt und weiß zwar, wie man bei Dinern die Gäste nach der Kleiderordnung zu setzen hat, was jede „Spize“ fordern darf, wann man berechtigt ist, beim Kommandirenden eingeladen zu werden, aber nicht, wie der Fabrikant, der Techniker, Kaufmann, Handwerker, Arbeiter sich und die Seinen durchbringt. Der Kampf ums Dasein bleibt ihm erspart und die Fähigkeiten, die dieser Kampf in der höchsten wie in der niedersten Thiergattung entwickelt, sind ihm deshalb auch nie gewachsen oder allzu früh wieder verkümmert. Noch immer giebt es ja, trotz Robespierre und Bonaparte, eine Oberschicht der Privilegirten, die im Wesentlichen ganz wie früher fortlebt und in deren von der sozialen Gemeinschaft geschiedenes Herrenreich der Luftstrom der Zeit kaum je einen Hauch hineinweht. Aus dieser Schicht aber, der seinen Auffassungen nächsten, vom Lichte der Majestät bestrahlten, pflegt der König seine Berather zu wählen, — und sehr oft gerade aus den Reihen der Bequemsten, die durch starken Willen nicht lästig fallen und sich mit der Rolle des im gestickten Frack aufwartenden Hofdieners begnügen. Ohne Auslese keine Entwicklung; erst der Kampf ums Dasein entscheidet, wer für ein Amt, einen Beruf der Passendste ist. Nicht darauf kommt es an, ob die Regirenden konservativ oder liberal, adelig oder bürgerlich sind; schon Lagarde — das Wort kann nicht zu oft citirt werden — hat gesagt, als Führer einer Lokomotive habe Niemand konservativ oder liberal zu sein, sondern sachverständig, und es ist die mindeste Forderung, daß ein Regirender seinen Stand, seine Kaste, im Sinnem für das Volkswohl vergißt. Das geschieht auch fast immer. Aber die Besten und Passendsten rücken nicht in die wichtigsten Stellen vor. Die bleiben den Privilegirten. Und wie, nach Weismanns Lehre, den im Dunkel lebenden Thieren das Auge allmählich erlischt, weil es für diese Art keinen Werth mehr hat und also die Sehkraft nicht auf ihrer Höhe erhalten wird, so schwinden auch den Privilegirten nach und nach die Eigenschaften, mit denen die Natur den Menschen ausgerüstet und für den Lebenskampf tüchtig gemacht hat. Das haben die politischen Metaphysiker, die an ewig unveränderliche Gesetze glauben, nicht gemerkt; eins von diesen Gesetzen schien ihnen zu heißen, daß, ohne Rücksicht auf ihre Tauglichkeit, die Träger der glänzendsten Namen auf die sichtbarsten Plätze berufen werden. Da sibt nun ein solcher Mann, möchte Nüchliches leisten

und ist erstaunt, wenn er getabelt, sein Wirken als schädlich verdammt wird. Was soll er machen? Die Geschäftslast ist so brückernd, der Apparat so schwerfällig geworden, daß der Chef froh sein muß, wenn er seine Nummern erledigt, mit den Parlamenten leidlich auskommt und im Civillcabinet als ein bequemer Mann gilt, der zu brauchen ist. Die Folgen sind nicht zu verkennen. Der alte Ruf deutscher Verwaltung ist im Norden längst dahin. Fast überall ist man zufrieden, wenn die Behörden ihren Thatendrang zügeln; Gutes ist von ihnen doch nicht zu erwarten. Die Reichsten im Land wissen sich zu helfen; das Band gesellschaftlicher Beziehungen lenkt Manchen, der sich für maßgebend hält, nach dem Willen eines industriellen Feudalherrn. Aber die Anderen, die nicht in Berlin einen Rückhalt haben, seufzen. Am Ende hat Herr Professor Riedler, der Mann des Kaisers, doch Recht, denkt Mancher, und die Mängel der Verwaltung stammen vom humanistischen Gymnasium und von der Juristerei.

Das ist ein Kinderglaube. Wo Einer bis zum Assessorgraden lernt, ist gleichgiltig, macht mindestens nicht den Mann; die Geseze muß ein Beamter kennen, und wenn er als Knabe in die hellen Vorhöfe antiker Kultur geführt worden ist, kanns ihm für später nur nützen. Die wirklich wichtige Menschenbildung beginnt nicht so früh, wie Herr Riedler wähnt. Auch Herr Miquel hat ein Gymnasium alten Stils besucht und Jura studirt. Nachher aber ist er ins Leben getreten, in den Lebenskreis, wo Intelligenzen heute Etwas vor sich bringen können. Ein Verwaltungstalent war er nie, auch kein vorragender Bankier und Herr von Hansemann sparte dem „parlamentarischen Direktor“ die Glossen nicht. Dennoch ist der Finanzminister allen Kollegen überlegen, — nicht an exaltem Wissen nur und allgemeiner Kultur, nein, besonders an Erfahrung, Menschenverstand und geschmeidiger Kunst rascher Assoziation. Er weiß, wie eine Bilanz gemacht, disponirt und spekulirt wird, und hat alle Winkel der Welt großer Geschäfte mit Nutzen durchstöbert. Selbst Bismarcks Genie versagte da den Dienst, wo die Anschauung fehlte; den modernen Industriearbeiter hatte der Altmärker nie gesehen, die Analogieschlüsse, die er aus seiner agrarischen Erfahrung zog, halfen nicht weiter, und er lernte niemals die wirtschaftliche Grundlage erkennen, auf der die proletarische Bewegung entstanden ist. Viel Kleinere hat die Altagserfahrung vorwärts gebracht. Bei uns wird über französische und namentlich über österreichische Minister hochmüthig gelächelt. Wer aber die Reden der Herren Waldeck-Rousseau und Millerand liest, merkt bald, daß diese Männer im Leben erwachsen sind und aus ihrem Advokaten-

beruf eine Summe von Eindrücken mitgenommen haben, die der auf dem gewöhnlichen deutschen Wege bis zum Ministerstuhl Gelangte nicht erwirbt. Herr von Böhm-Bawerk, Oesterreichs Finanzminister, hat ernste volkswirthschaftliche Studien gemacht, den Großbetrieb der Produktion und die feinen Zusammenhänge des heutigen Handelswesens in der Nähe gesehen und Herr von Wittel, der Eisenbahnminister, verräth wenigstens, daß er Allerlei gelesen hat. Joseph Chamberlain ist in Europa sacht zum Schwarzen Mann geworden; daher sein Handwerk versteht, kann man aber nicht leugnen. Sicher haben die im birminghamer Hause Kettlefold & Chamberlain verbrachten Jahre ihm genügt, seinen Gesichtskreis erweitert, die Fähigkeit zu schnellem Entschluß in ihm gesteigert. Würde irgend eine Bank, eine Aktiengesellschaft Herrn Bresfeld oder Herrn Thielen in hohen Lohn nehmen, wenn diese Herren titellos wären? Man frage einmal bei Siemens & Halske, welche Erfahrungen die Firma mit Herrn Voediker gemacht habe, der doch einer unserer besten Bureaokraten war. Nur die Offiziere bewähren sich meist, bei Krupp wie bei Voewe. Auch unsere Kriegsminister sind in ihrem Fach fast stets tüchtig; natürlich: weil sie es kennen, das ganze Ressort überblicken und nicht nur auf Akten und Vorträge angewiesen sind. Sonst aber sollen wir lieber nicht hochmüthig sein; unsere Verwaltung ist so rückständig, daß ihr Wirken der Monarchie nachgerade gefährlich zu werden droht. Dem Gesetz der Umwandlung ist auch die monarchische Staatsform unterworfen; auch sie muß, wenn sie nicht absterben soll, in einer Art von mimicry den entstehenden Gebilden sich anpassen und ihre Hauptforge auf die Wahl der geeignetsten Helfer richten.

Es sieht im Deutschen Reich nicht so aus, als sollten wir nächstens Männer anderen Schlages bekommen. Aber könnten die Herren, die wir nun einmal haben, sich nicht Mühe geben, das Land und die Leute kennen zu lernen, deren res publica ihnen anvertraut ist? Der Bureaudienst läßt ihnen höchstens noch zur Erfüllung der Repräsentationspflicht Zeit. Wenn sie aber verreisen: muß das Ziel immer Meran oder Sylt, Venedig oder Interlaken sein? Venedig ist ja sehr reizend; und da der Kanzler nicht alle guten Bilder aus dem berliner Museum in seine Empfangsräume tragen lassen kann — ein paar hat er schon in die Wilhelmstraße gerettet —, muß er in der alten Dogenstadt vielleicht Gegenstände suchen, mit denen er sein Heim schmücken kann. Es macht sich auch gut, wenn der Bürger liest, wie fleißig dieser Kanzler ist, der sogar in den Ferien arbeitet und auf einer Klinkerbahnstation rasch den wackelnden Dreiwund auf festere Füße stellt! Das Alles aber gehört in den Bereich der dekorativen Politik. Ob zwei Minister sich am Waggonfenster

küssen und die Russen dem Hasen von Toulon fern bleiben, weil sie die neue, den Wünschen Rudinis entsprechende Gruppierung der Reugier noch nicht enthüllen wollen: an der inneren Entwicklung der Dinge wird dadurch nichts geändert. Und unwillkürlich drängt sich beim Lesen solcher Reiseberichte die Frage auf, wie oft der Kanzler eine Fabrik, ein Hüttenwerk gesehen haben mag. Die Herren reisen ja nicht etwa nur zur Erholung; auch von „informativischen“ Reisen liest man oft. Das dauert dann einen Tag. Feierlicher Empfang, opulentes Frühstück, Spazirfahrt durch das sauber gepuhte Gelände, Besichtigung der frisch lackirten Mustereinrichtung, Konferenz mit den städtischen und provinzialen Spitzen, Diner, Ehrengelcit bis zum Bahnsteig. So ungefähr ist das Programm; und damit ist die Sache für lange erledigt. Kann man mehr von ihnen verlangen? Ja, verehrliche Excellenzen, wir verlangen noch mehr. Wir meinen, daß Ihr auf Euren Reisen nichts seht, nichts hört, die Bedürfnisse des Volkes nicht kennen, nicht erkennen lernt. Wir möchten wissen, ob Ihr wirklich nur da athmen könnt, wo jeder Kutscher und Kellner Euch mit dem vollen Titel anredet. Warum setzen sich die Herren nicht mal in irgend eine Provinzstadt, verbitten jeden Empfang, jede offizielle Belästigung und probiren, wie sich da lebt, was zu verbessern, was neu zu schaffen wäre? Freilich müßten sie mindestens eine Woche lang bleiben und ihr Verkehr dürfte sich nicht auf die Honoratioren beschränken. Und geht Einer in die Stadt, so mag der Andere aufs Land gehen; acht Tage auf einem Rittergut, acht unter Bauern im Dorf. Dann werden sie nach der Rückkehr einander Etwas zu erzählen haben und eine Sitzung des Staatsministeriums wird mehr sein als eine leere Förmlichkeit, die nur dem Spießher noch imponirt. Die laufenden Nummern werden die Geheimräthe schon nach dem Schema aufarbeiten. Auch da wird viel Kraft vergeudet. Der Geschäftsgang ist voll alexandrinischer Umständlichkeiten, darauf angelegt, dem Talent die Lust an der Arbeit zu rauben. Muß es so bleiben? Soll ein Reich, das auf den Gebieten der Technik, der Industrie und des Handels mit Briten und Jankes den Konkurrenzkampf wagen will, immer regirt werden wie ein Patriarchalstaat der Soldatenkönigszeit? . . . Die Excellenzen sollten öfter auf Reisen gehen, aber auf solche, die ihnen wirklich brauchbare Informationen einbringen. Dann würden sie manche bittere Wahrheit hören und doch, wenn sie mit der lieben Gattin wieder am Theetisch sitzen, sagen können: „Die eigentliche Bevölkerung denkt ganz anders als die kleine Schaar der Schreier. Es ist nöthig und nützlich, sich mitunter in die Menge zu mischen.“

## Herodes und Mariamne.

Soll das für unmöglich Gehaltene zur Wahrheit werden? Bereitet sich zweihundert Jahre, nachdem Otway die klassische Tradition des Elisabeth-Zeitalters vorübergehend belebt hatte, eine neue Blüthe des englischen Dramas vor? Die merkwürdige Erscheinung, die darauf hindeutet, zeigt uns, daß England heute eine Reihe von Dramatikern besitzt, deren Stücke nicht nur aufgeführt, sondern auch gedruckt und — wenn auch schwerlich viel gelesen, doch — gekauft werden. Bisher schied man dort streng zwei Sorten von Dramen. Wurde ein Drama gedruckt, so sah man darin ein Zeichen, daß der Verfasser auf dessen Aufführung kein Gewicht legte: Swinburnes Dramen brachte Niemand auf die Bühne; und die Ausnahme, die Henry Irving mit Tennyson machte, bestätigt die Regel. Niemand aber dachte daran, Stücke, die während einer oder höchstens zwei Saisons über eine bestimmte Bühne gingen, drucken zu lassen. Sie waren vorwiegend Handwerkerarbeit, von den Bühnenleitern, die in England gewöhnlich einseitige Virtuosen sind, bestellt und nach dem Maß ihrer künstlerischen Dimensionen gefertigt. Ich glaube, der dramatische Handwerksgehilfe selbst würde sich geschämt haben, seine Flied- und Fegearbeit den Blicken des großen Publikums auszustellen. Daneben gab es dann — zum Grauen des gebildeteren Festländers! — eine alte, aber immer von Neuem ins Treffen geführte Garde von Rühr- und Schauerdramen, die allerdings in Bühnenausgaben (acting editions) existiren, aber wohl nur im Parterte von deutschen Studenten gelesen werden, die sich des Englischen befleißigen.

Daß Bühnendramen auch — sozusagen — lesediht und des Druckes werth sein könnten: Das hat, wenn mich nicht Alles täuscht, Pinero den Engländern begreiflich gemacht, der als Charakteristiker unseren Hauptmann erreicht und in seinen legitimen, ungelünstelten, nicht mit Hebeln und Schrauben aus dem Handlungstoff herausgepreßten Bühneneffekten Sudermann weit übertrifft. Henry Arthur Jones hat sich ihm angeschlossen; obgleich er weniger bedeutend als Pinero ist, halten doch manche seiner Dramen, besonders „Judah“ (1890), die Leseprobe aus. Im vorigen Jahr hat Mrs. W. R. Clifford ihr erstes Drama, „Das nächtliche Bild“ (The Likeness of the Night), eine wenig sympathische, aber jedenfalls nicht unbedeutende Dichtung, drucken lassen, nachdem es in Liverpool aufgeführt war.

Und neben diesen Dramen modernen Stoffes sehen wir solche hohen Stiles. Strines „Joan the Maid“ (1895), eine englische „Jungfrau von Orléans“, war ein Bühnendrama, an das sich die englischen Theater leider

nicht herangewagt haben. Dawsons „Savonarola“ vom vorigen Jahr ist eine vielversprechende Erstlingsleistung, die vom Verfasser für die Bühne berechnet war, aber meines Wissens nicht aufgeführt worden ist. Das selbe Schicksal hatte Stephen Phillips' Erstlingsdichtung „Paolo und Francesca“ (1899). Ueber all diesen ernsthaften Leistungen steht mit seinem gewaltigen Erfolg Phillips' „Herodes“, der von Ende Oktober 1900 bis Ende Januar 1901 mit Beerboom-Tree in der Titelrolle in Her Majesty's fortgesetzt aufgeführt und zugleich gedruckt worden ist. Ein ernstes Drama, das weder sensationell noch sentimental ist, drei Monate hindurch gegeben vor dem londoner Publikum, das im Theater eine oberflächliche Unterhaltung zu suchen gemöht ist! Das ist in der That unerhört. Dazu die überschwänglichen, zum Theil wiederholten Besprechungen in den Journalen und Tagesblättern: Das ist seit Menschengedenken nicht dagewesen. Ein solcher Erfolg scheint einen Vergleich des Dramas mit der deutschen Behandlung des selben Stoffes zu rechtfertigen, wenn er auch dem englischen Anfänger gegenüber einem Dramatiker von der Stellung, die man Hebbel heutzutage zuzuwenden bemüht ist, auf den ersten Blick ungünstige Chancen zu bieten scheint.

Was für ein Mensch ist Hebbels Herodes? Im Beginn der Handlung ist er von seiner Schwiegermutter Alexandra bei Antonius verklagt, weil er ihren jungen Sohn, seinen Schwager, ertränken ließ. Aristobulus ist zwar ein Nonplusultra von Harmlosigkeit gewesen, dessen „Seligkeit“ „bunte Röcke“ waren, die „die Blicke schöner Mädchen anzogen“; aber da die Gegenpartei der Pharisäer dem zum Hohenpriester erhobenen Jüngling als dem Nachkommen des großen Makkabäergeschlechts besondere Ehre erwiesen hat, so ist er Herodes dennoch gefährlich vorgekommen. In dem ersten Gespräch mit seiner Gattin Mariamme, die ihn der That verdächtigt, giebt er sich keine Mühe, das Verbrechen zu verbergen, sondern nennt ihr in aller Seelenuhe die Gründe, die ihn zur Tötung ihres Bruders veranlaßt haben. Da er dem Befehl des Antonius, vor ihm in Alexandria zu erscheinen, Folge leisten muß, also den Tod erwarten kann, bittet er seine Frau um das Versprechen, sich das Leben zu nehmen, falls er nicht zurückkehre; denn seinem naiven Egoismus, dem mächtigsten Triebe in ihm, ist der Gedanke unerträglich, daß sein theuerstes Erbengut in andere Hände fallen könnte. Da sie sich weigert, ein solches Versprechen zu geben, gebietet er Joseph, dem Mann seiner Schwester Salome, den er zum Stellvertreter in seiner Abwesenheit einsetzt, die Exekution an Mariamme zu vollstrecken, sobald ihres Gatten Tod gemeldet wurde. Er droht ihm mit dem Tode für den Fall, daß er diesen Befehl verrathen sollte. Auch dem Boten, der ihm die schlimme Nachricht aus Alexandria gebracht hat, verspricht Herodes, ihn ans Kreuz zu hängen, wenn er es wagen sollte, irgend einem Menschen davon Kunde zu geben. Einem

Mann aus seiner Leibwache, den er für einen von seiner Schwiegermutter gedungenen Spion hält, läßt er vor seiner Abreise noch schnell den Kopf abschlagen und Jener als warnendes Andenken überreichen.

In des Herodes Abwesenheit macht eine unbedachte Rede Josephs Mariamne argwöhnisch und sie entlockt dem sehr beschränkten Manne das Geheimniß des Todesbefehls; Herodes hat sein Werkzeug eben recht unverständig gewählt. Und als nun Mariamne dem rückkehrenden Gemahl schwere Vorwürfe wegen seiner ihm offenbar angeborenen Grausamkeit macht, läßt Dieser sofort auch seinen zweiten Schwager hinrichten, ohne Rücksicht auf das Jammergeschrei seiner Schwester. Er gesteht uns sogar, daß Joseph auch ohne den Verrath seines Befehles „daran gemußt“ hätte.

Raum ist Herodes zurückgekehrt, so trifft von Antonius der Befehl ein, ihn im Kampf gegen Octavius zu unterstützen. Der König glaubt, an seiner Gemahlin Zeichen der Freude zu bemerken, deren Ursache er irrthümlich in seiner neuen Entfernung sieht. Er glaubt ferner fälschlich, daß die durch Josephs Verrath und Salomes verleumderische Reden in ihm erweckte Eifersucht Grund haben könnte, und verlangt von Mariamne die Versicherung, daß Joseph ihr nicht näher getreten sei; welches Ansinnen sie mit Entrüstung zurückweist. Der König scheidet von Mariamne im Zorn, nachdem er seinem Vertrauten Soemus einen neuen eventuellen Hinrichtungsbefehl für sie hinterlassen hat. Wieder hat er den falschen Mann gewählt: Soemus, empört über den ihm gewordenen mörderischen Auftrag, erzählt Mariamne von selbst, welches Schicksal ihre Gatte im Fall seines Todes ihr zugebracht hat. Als Herodes ungemeldet zurückkehrt, findet er seine Frau mit Soemus auf einem Freudenfeste tanzend, das sie, wie er erfährt, zur Feier der Niederlage des Antonius und ihres ihm verbündeten Gemahls veranstaltet hat. Auf seine Frage gesteht Soemus, daß er den Mordbefehl an Mariamne verrathen hat; der König läßt ihn hinrichten und verurtheilt auch seine Frau, an deren Untreue er jetzt nicht mehr zweifelt, zum Tode.

Wenn wir diesen Mann nach seinen Handlungen charakterisiren wollen, so müssen wir sagen: Er läßt nicht nur Jeden, der ihm in den Weg getreten ist, sondern Jeden, dem er feindselige Absicht zutraut, ins Gras beißen. Die Grausamkeit als solche könnte immer noch, wenn auch nicht unsere Sympathie, doch unser Interesse erregen, wenn sie mit bewusster Energie und feim berechnendem Verstande ausgeübt würde, wie in Shakespeares Richard. Herodes aber schießt in seinem Handeln weit über das verständliche Ziel der Sicherung seiner Macht hinaus; er ermordet mehr Menschen, als es sein Nutzen gebietet, und manche ohne jeden Zweck und Sinn. Er handelt überhaupt weder nach einem bestimmten Plan noch nach Ueberlegung, sondern nach seinen plötzlichen Willensimpulsen, Blasen, die aus dem trüben Grunde

seines verworrenen Denkens und leidenschaftlichen Empfindens unmotivirt aufsteigen. Der Verstand ist keine herrschende Macht in ihm: nur durch eine Kette von lauter psychologischen Irthümern und praktisch falschen Maßnahmen gelangt er schließlich dahin, seine eigene Frau zu töten. Sein Handeln ist einfach wild und erregt nicht ein leises Aufsehzucken des Mitleids, sondern nur den Ekel des Intellekts. Er ist ein machtrunkener orientalischer Tyrann und kann nur Menschen imponiren, die so tief von unserer Kulturhöhe herabgesunken sind, daß ihnen Riesiges Uebermensch groß erscheint. Der Tod Mariammes ist denn auch nicht tragisch; sie geht zu Grunde an dem gräßlichen Leichtsinne, mit dem sie in den Löwenkäfig dieser Ehe getreten ist: wer seiner thierischen Majestät zu nah tritt, ist eben keinen Augenblick seines Lebens sicher. . . . Aber seine Liebe zu Mariamme: ist sie nicht eine menschlich schöne Empfindung?

Du bist so schön, daß Jeder, der Dich sieht,  
An die Unsterblichkeit fast glauben muß,  
Mit welcher sich die Pharisäer schmickeln,  
Weil Keiner saht, daß je in ihm Dein Bild  
Erlöschen kann; so schön, daß ich mich nicht  
Verwundern würde, wenn die Berge plötzlich  
Ein edleres Metall als Gold und Silber  
Mit lieferten, um Dich damit zu schmücken,  
Das sie zurückgehalten, bis Du kamst;  
So schön, daß . . .

Run weiß er wieder nicht weiter. O diese Apostrophen, mit denen Hebbel seine Figuren so reichlich ausstattet, wie es dem ärmsten „Modernen“ seine Armuth zur Pflicht macht! Die Apostrofe stellt sich bei Herodes ein, wenn er von Empfindungen und anderen Dingen spricht, die er nicht kennt, eben so wie bei dem Helden von „Einsame Menschen“, wenn er von der Wissenschaft und dem großen naturwissenschaftlichen Werk spricht, das er nicht schreibt. Welch ein psychologischer Vorgang spielt sich nun in jenen Versen ab? Herodes steigt auf die Stelzen, um nach einer Empfindung zu greifen, die er gern haben möchte; er reckt sich auf den Stelzen auch noch in die Höhe und überschlägt sich natürlich; denn Empfindungen, die man nicht hat, lassen sich überhaupt nicht greifen. Sein Handeln wird bestimmt von Sinnlichkeit und anderen verderbenden Leidenschaften; tiefe und zarte Empfindung bewegt ihn nicht. Sein Herz ist genau so hart wie das seines Schöpfers.

Die Heldin des Dramas besitzt eine beträchtliche Familienähnlichkeit mit Herodes. Mariamme liebt ihre Mutter nicht und wird nicht von ihr geliebt. Das mag an der Mutter liegen. Aber auch für ihren Bruder Aristobulus hat sie keine innige Zuneigung: ihr Schmerz über seinen Mord tritt nicht in die Erscheinung, und wenn er vorhanden ist, so ist er durch die

Gründe des Herodes bald beruhigt; jedenfalls verzeiht sie ihrem Manne die Blutthat. Ihr Gesinnung stimmt mit der des Königs nahezu überein:

Wozu einen Szepter,

Wenn nicht, um Haß und Liebe zu befriedigen?

So hofft sie, bei der Rückkunft ihres Gatten dessen Schwester, die ihr verhasste Salome, um ihren Kopf zu bringen; bei einer späteren Gelegenheit hofft sie, deren Gatten Josef in den Tod zu senden. Als sie dann von Herodes wegen Untreue angeklagt wird, verweigert sie jedes Zeugniß; sie will, daß er selbst sie verurtheilen und nach ihrem Tod erst erfahren soll, er habe eine Unschuldige getödet. Wenn dieses Handeln überhaupt einen Sinn hat, so ist es der, daß die Freude über das ihrem Manne bereitete Leid noch größer ist als der Kummer über ihren frühen, unverschuldeten Tod. Man fragt: was knüpft Mariamne an Herodes? Liebe ist es nicht, denn sie erklärt, daß sie ihren Gatten sich nicht selbst gewählt, sondern nur ihren Eltern gehorcht habe. Von Sinnlichkeit merken wir bei ihr nichts. Also scheint es wohl bei Abwesenheit jeder tieferen Empfindung die selbe tyrannische Reigung, die selbe Menschenverachtung und die selbe Selbstanbetung zu sein.

Aus diesem Komplex von barbarischen Anschauungen und Trieben schießt nun plötzlich — man begreift nicht, woher sie kommt — eine civilisirte Empfindung hervor. Es ist die tiefe sittliche Entrüstung Mariamnens über den zweimaligen Befehl des Herodes, sie im Falle seines Todes zu ermorden. Wie kommt sie zu dieser Empfindung, wenn sie im Löwenkäfig lebt, — als Löwin? Sie achtet ja selbst ein Menschenleben für nichts und würde jedes beliebige opfern, um ihren Haß zu befriedigen. In des Herodes Handlungsweise liegt denn doch ein edlerer Grund vor, der zugleich etwas Schmeichelhaftes für die Macht ihrer Schönheit in sich schließt: die Leidenschaft ihres Gatten für sie ist so groß, daß ihm der Gedanke, sie könnte nach ihm einem anderen Manne gehören, unerträglich ist. Und wenn ihre wie ihres Gatten Handlungen niemals von Liebe oder Rücksicht auf irgend welche Mitmenschen, sondern nur von der Selbstsucht bestimmt werden: wie kann sie sich dann entrüsten über eine einzelne That des Egoismus, die relativ, in Anbetracht der natürlichen Wildheit des Herodes, verzeihlich ist?

Der englische Dichter hat die Einsicht gehabt, daß orientalische Despoten, in natürlicher Wildheit vorgeführt, eben so wenig wie Indianer oder Neger dem Kulturmenschen ein tragisches Interesse erregen können. Er hat also dem Despotismus seines Herodes allerlei humane Anschauungen beigemischt, leicht vibrirende, tiefe Empfindungen und einen vornehmen Geist, der noch im Bahnstau durch seine Größe imponirt. Sein Herodes ist einer von jenen Uebermenschen, wie sie die Renaissance vielfach erzeugt hat, ein edler, hochkultivirter Rassenmensch. Hebbels Herodes betrachtet das Menschenleben als

ein Spielzeug in der Hand seiner Laune, Philipps' König kann nur durch Selbstüberwindung dahin gelangen, es anzutasten. Er bezieht die von Mund zu Mund gehenden Weissagungen von einem neuen König der Juden und Friedensfürsten, die die erwartete Geburt des Heilandes erweckt hat, auf Aristobulus; er sieht, wie das Volk diesen knabenhaften Oberpriester vor seinen Augen vergöttert; die Rätke bringen in ihn, die Gefahr, die dem Emporkömmling in diesem letzten Sprossen des herrlichen Makkabäergeschlechtes droht, aus dem Wege zu räumen. Er will es nicht. Jener ist seiner Mariamne Bruder und er gleicht ihr so sehr. Dann trifft die Nachricht ein, daß sein Bundesgenosse Antonius von Octavian geschlagen ist; nun muß er hin, um sich dem Imperator auf Gnade und Ungnade zu Füßen zu werfen; die Nachricht verbreitet sich in der Stadt und die pharisäische Partei ruft Aristobulus zum König aus. Da endlich weicht Herodes der Ueberredung, — um sofort seine Nachgiebigkeit zu bereuen.

Als er sieht, daß er die verlorene Liebe der Mariamne nicht durch Wäthen, Jammern, Flehen wiedergewinnen kann, wird er halb wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung. Er denkt nicht daran, sie zu ermorden; auch nicht, als seine Mutter und Schwester sich alle erdenkliche Mühe geben, seine Eifersucht zu erregen; nicht, als sie durch einen Betrug ihm die Ueberzeugung beibringen, daß Mariamne ihn durch Gift beseitigen will; nicht, als eine offene Empörung zu Gunsten der letzten Makkabäerin ausbricht. Erst als sein Vertrauter Sohemus, der ihn an Mariamne verrathen hat, sterbend ihn um Verzeihung bittet, packt ihn die Eifersucht; und: „Tödet sie!“ ruft er, um gleich darauf, aber doch schon zu spät, den Mördern nachzuschreien: „Sie soll nicht sterben!“

Und welche gewaltige Kraft der Empfindung wohnt in diesem Herodes! Hören wir ihn, wie er nach siegreicher Rückkehr sich zu den Füßen des geliebten Weibes windet:

Wo ist die Ruhmesred', wo ist sie jetzt?  
 Wozu errang ich den Triumph, als nur  
 Um Dir ihn zu erzählen? Was soll der Sieg,  
 Wenn ich in Dein Ohr ihn nicht gießen darf?  
 An jede Art des Wiedersehns hab' ich  
 Gedacht, — doch diese sah ich nicht voraus.  
 Hier jag' ich die Legionen auseinander;  
 Erhebe mich und schütt' hier auf die Erde  
 Des Ruhmes Wein; mein Antlitz wend' ich zu  
 Der Nacht. Und doch! . . . Weshalb denn beug' ich mich?  
 Bin ich denn nicht Herodes? Kommt' hierher!  
 In meine Arme fassen will ich Dich.  
 Die Lippen will ich küssen mit Gewalt  
 Und fetten Deinen Körper an den meinen;

Verlagst Du mir die Seele, soll Dein Fleisch  
Den Durst mir löschen und trinken will ich Deine  
Schönheit, tief, tief!

Der diese Verse schuf, hat gefühlt, was Liebe ist. Sinnlichkeit, gewiß; doch auch Aufgehen des ganzen eigenen Lebens in dem anderen Selbst. Das selbe verzehrende Feuer jugendlicher Liebe flammt in der herrlichen Abschiedsgene vor der Abreise des Königs. Und es ist nur der natürliche Verlauf der Dinge, wenn dieser Herodes, nachdem er die Geliebte hat töten lassen, wahnsinnig wird.

Die englische Mariamme hat auch ein königliches Selbstbewußtsein: sie straft ihren vom Noth beledeten Gatten mit ruhiger Verachtung. Vor Allem aber ist sie Weib, ein echtes, einfaches Weib. Als solches kann sie nicht vernarrt sein in des Herodes Stärke und Macht; sie liebt seine glänzende Männlichkeit, die ihr halbes Leben zum ganzen vervollständigt hat, eben so tief, wie Herodes das Weib in ihr verehrt. So bilden Beide, körperlich und seelisch, eine in sich harmonische Einheit. In dem edlen Weibe ist neben der Fähigkeit zu geschlechtlicher Hingebung der mütterliche Sinn entwickelt: schon vor ihrer Ehe ist Mariamme Mutter gewesen, ihrem kleinen Bruder Aristobulus, der unter ihrer Obhut aufgewachsen ist; ihn liebt sie mit grenzenloser Zärtlichkeit; und wohl mag sich Herodes bedenken, diesen Knaben von ihr zu reißen. Als er dennoch das für sie unsagbare Verbrechen begeht, ist das Götterbild, das sie in Herodes gesehen, für sie zertümmert; es wäre nichtswürdiger Verrath an dem toten Bruder, wenn sie dessen Mörder ferner noch als Gatten anerkennt. Lieber zieht sie ernst und gelassen das Todesloos.

Phillips hat den Kunstverstand gehabt, die verwirrende Menge von Nebenpersonen mit den entsprechenden Nebenmotiven der Handlung, die ihm die Geschichte bot, auszumergen. Seine Tragoedie behandelt nichts als die Liebe zwischen Herodes und Mariamme; und was auf sie bestimmend einwirkt, sind nur zwei Motive: die Ermordung des Aristobulus und die Eifersucht des Herodes. Der englische Dichter hat die Handlung mit kraftvoller Herausarbeitung der sicher erkannten dramatischen Wirkungen zusammengebrängt. Kein Wort ist in dem Drama zu viel, eher sind einige zu wenig. So mußte Mariamme in ausgeführter Szene von Sohemus erfahren, daß Aristobulus von Herodes ermordet worden ist; und das Motiv der eventuellen Ermordung Mariammes kommt so sichtlich zum Vorschein, daß es für die Handlung eigentlich verloren ist.

Der Vers des englischen Dramas vereint gedrungene Kraft mit temperamentvoller Beweglichkeit. Englischen Kritikern erscheint er zu frei. Gott sei Dank: Das ist er, aber zugleich von einer allen Schwingungen der Empfindung sich anschmiegenden Rhythmit, wie der dramatische Vers des reifen

Shakespeare und unseres Kleist. Und welche Wirkungen weiß Phillips zu erzielen! Nur die tiefsten seien genannt. Am Schluß des ersten Actes, während von den in der Ferne sichtbaren Bergen die fröhlich schmetternden Trompeten ihr den letzten Abschiedsgruß des ausziehenden Herodes senden, bricht die Königin vor unseren Augen über den Trümmern ihres Mannesideals in Schrecken und Gram zusammen. Als Herodes den Befehl zur Tötung Mariammes gegeben hat, erscheinen die Boten Octavians, die ihn zum Herrscher über neue, weite Länderstrecken ernennen. Wie wird Mariamme sich darüber freuen, ist sein erster Gedanke; und mit diesen wie abwesend angesprochenen Worten schreitet er die Treppe hinauf zu dem Gemach, in dem er, wie der Zuschauer weiß, ihren Leichnam finden wird. Und schließlich das furchtbare Wahnsinnsgemälde im dritten Act: Herodes kehrt aus der Einsamkeit des Toten Meeres, in der er einige Zeit verbracht hat, nach Jerusalem zurück, in einem Zustande wie Grillparzers gebehmüthigter Otolas. Er will Mariamme sehen; in seinem Wahnsinn spielen zwei Vorstellungen wundervoll realistisch durcheinander: das Bewußtsein, das ihn in diesen Zustand verfest hat, daß sie tot ist, und — wie eine darüber geworfene Hülle, durch die jenes immer hindurchschimmert — die Ueberzeugung, daß sie nicht tot sein kann. Er sendet Boten nach seiner Königin aus, und wenn sie verlegen zurückkehren, findet er selbst den Vorwand, der ihn über ihr Ausbleiben beruhigen soll. Von Zeit zu Zeit flammt aus der Asche seiner Lebenskraft die Erinnerung an sein früheres Selbst hervor als Größenwahn, der in herrlichen Versen sich an unausführbaren Projekten berauscht. Die Hofleute klammern sich an diese Phantasien, um ihn von Neuem für Pläne zu interessieren, die er in vernünftigen Tagen gefaßt hat: unmöglich; sie suchen ihn durch Gesang, Musik, Tanz von seiner Monomanie abzulenken: er will Mariamme sehen. Endlich stürzt er von seinem Thron in hellem Zorn unter die Tanzenden und schreit, man solle ihm augenblicklich sein Weib holen. Da setzt man den einbalsamirten Körper der schönen Toten vor ihn hin. Er legt die Hand auf ihre Stirn . . . Sie scheint festzufrieren an dem Eis dieser Stirn, das durch die Hand in die Adern seines Körpers einzieht. Er richtet sich auf und wird starr, die Augen festgenietet auf dem geliebten Antlitz. Ein Bote kommt vom Caesar, der ihm das Königreich Arabien schenkt; er hört es nicht. Die Höslinge weichen entsetzt vor dem graußigen Bilde zurück. Als Herodes mit Mariamme allein ist, sinkt der Vorhang über der durch den Tod versteinerten Gruppe. Ich bedenke mich keinen Augenblick, auszusprechen, daß der Wahnsinn auf der Bühne nie realistischer dargestellt, nie tragischer verwendet wurde. Und nach dem Eindruck der bloßen Lecture kann ich mir, was die englische Kritik versichert, wohl vorstellen: daß die Erschütterung, die von diesem Act, zumal in der tiefinnig feinen Ausarbeitung Beerbooms, ausgeht, fast unerträglich ist.

Nach dem englischen Rürschner (Who's who?) bereitete sich Stephen Phillips in seiner Jugend auf die höhere Beamtenlaufbahn vor, wurde aber Schauspieler, hierauf Lehrer und war dann lange Zeit ohne Stellung. Nun —: hier ist sein Beruf.

Groß-Lichterfelde.

Professor Dr. Hermann Conrad.



## Tippelschicksen.

Schwer nur kann man sich ein solches Weib vorstellen: immer auf der Wanderschaft, ohne Sehnsucht nach einem geregelterm Hausstand, ohne Sehnsucht nach den kleinen, geringfügigen Freuden eines hehhaften Lebens. Es giebt viele Frauen, die, gezwungen durch Veranlagung oder Belastung, unter dem Druck verkehrter Erziehung oder wirthschaftlicher Verhältnisse, sich dem ruhelosen Leben der Straßenmädchen hingeben. Aber dann sind sie doch immer noch von einer berechnenden Leidenschaft beherrscht: so viel Luxus wie nur möglich mit ihren gefälligen Leistungen einzubeheimen. Alle streben nach den Genüssen, die allgemein begehrt sind, die besonders hoch im Preise stehen. Warum aber wird ein Weib Landstreicherin? Mangel an körperlichem Reiz kann der Grund nicht sein; denn so groß ist auf dem Fleischmarkt die Nachfrage, daß selbst die Hählichsten Käufer finden. Auch nicht ein feineres Sittlichkeitsgefühl. Wenn die Landstreicherin zwar nicht in jeder Nacht mehreren Männern angehört, wenn sie auch mit einem Mann oft Wochen und Monate lang zusammenbleibt: ist Der eingesperrt, hat sie einen anderen Scheek's. Und allzu spröde ist sie wohl nie . . .

Also der Eitel vor dem Dirnenthum hat sie nicht auf die Landstraße getrieben. Eher könnte man bei mancher Tippelschicksen — so heißen die wandernden Weiber in ihren Kreisen — annehmen, sie sei wegen ihrer Unfähigkeit, aus ihrem Geschlecht Kapital zu schlagen, in die Tippelei gerathen. Das kennzeichnet die meisten Tippelschicksen: sie geben sich ohne Entgelt hin. Ja, sie betrachten es sogar als eine That, die eines ausreichenden Dankes bedarf, wenn sich ein Mann ihnen widmet. Sie gehen für ihn betteln, sie theilen Alles mit ihm, was sie mit List und mit Ausbietung aller Kräfte, allen Scharfsinns zusammengefochten haben. Nicht einmal zu gleichen Theilen zerlegen sie die Beute: das Beste, die fettesten Bissen, die größten Wurststücke und das ganze Geld, bekommt der Scheek's. Das mag in den Besonderheiten allen weiblichen Wesens begründet sein. So graß wie bei den wandernden Leuten tritt es aber selten hervor. Freilich: kein Handwerksburche will gern von solcher Bettlerin ausgehalten sein. Nicht etwa, weil er zu stolz ist, sich von deren Gaben zu mäßen. Es giebt genug

Landstreicher, die gern eine Frau für sich sorgen lassen würden, — wenn es nur nicht mit großen Gefahren verknüpft wäre.

Wie sehr selbst alte, erfahrene „Kunden“ sich vor Schicksen hüten, erfährt sich einst in einer duisburger Herberge. In dem mächtig großen Zimmer saßen an einem Herbstnachmittag außer mir noch fünf Kunden um den eisernen Ofen. Unter ihnen war ein kräftig gewachsener Mann, der, weil ihm ein Arm fehlte, schon lange auf der Landstraße lebte. Sie hatten einander ihr Leid geklagt. Den nächsten Gesprächsstoff gaben die Tuppelschicksen. Der Einarmige erzählte, daß er am vorhergehenden Abend sechs dieser Weiber in der kresfelder Herberge getroffen habe. Noch ziemlich frische, junge Dinger. Eine, ein helles blondes Mädel, habe ihm den Vorschlag gemacht, mit ihm zusammen zu gehen. Er sei aber nicht darauf eingegangen: „Na ja, wenn man mit so'n Weib geht, hat man gleich für Zwei aufzupassen. Die machen Einem\* blos Schereveren. Wenn der Spitzkopp (Sondarm) Die sieht, hat er Bitterung und man ist geliefert. Was Unsererins schon nach den Frauenzimmern fragt! War ja 'n ganz hübsches Mädel, aber . . . ach!“ Er bewegte heftig seinen Armstumpf auf und nieder und nahm mit der linken Hand eine Prieße, die ihm ein ehemaliger Bäckermeister als Zeichen der Zustimmung reichte. Keiner widersprach. Alle sanken in dumpfes Brüten, wie es oft vorkommt, wenn Landstreicher von dem „Landdragoner“ sprechen.

Neben dieser Furcht vor dem „Verschüttgehen“, wie die Landstreicher die Verhaftung nennen, warnen aber noch andere Dinge vor dem Wandern mit einer Tuppelschicks. Besonders die Gewißheit, daß sie nie wieder von der Landstraße fortkommen, wenn sie sich einer weiblichen Kundin angeschlossen, sich mit ihr „verheirathet“ haben. Die Kunden fühlen und wissen ganz genau, wie diese Weiber sie herabziehen; sie kennen deren grenzenlose Verkommenheit.

Was ein Kunde nie thun würde: eine Tuppelschicks verrät ihren Kameraden aus Rache. Diese Rachsucht ist natürlich aus schlechter Behandlung entstanden, die sie vom Scheels zu erdulden hatte. Aber man muß wissen, wie ein Verhältniß zwischen Landstreicherin und Landstreicher aussieht, um solchen Verrath in seiner ganzen Niedrigkeit zu begreifen.

Gewöhnlich werden die Landstreicherchen in Schicksenpennen geschlossen. Jemand ein Kunde, der des ewigen, nicht recht erfolgreichen Fachtens überdrüssig ist, sucht die Schicksenpenna auf. Ein Freund vermittelt die Bekanntschaft zwischen ihm und einer Schicks, die gerade keinen Mann hat. Der Borige mußte vielleicht ins Krankenhaus; oder er ist aufgegriffen worden; oder sie haben einander am bestimmten Stellbichlein verfehlt, — sie ist eben Wittve. Und hat die Braut ein paar Kinder, so ist sie um so begehrenswerther. Denn Kinder erleichtern das schwierige und kunstvolle Geschäft des Fachtens ganz wesentlich.

Standesamt oder ähnliche Formalitäten verachten die Landstreicher. Auch kennen brauchen sie einander nicht erst lange zu lernen. Die Landstreicherliebe ist meist auf den ersten Blick da. Die Hochzeit wird sofort gefeiert. Die Braut fragt nicht nach den Einkünften des Gatten, nach Rang oder Stellung. Häufiger erkundigt sich der Ehemann nach den Vermögensverhältnissen seiner Frau, — ganz wie in den besten Kreisen.

Es kommt natürlich auch vor, daß eine Schicks ihrem Gatten mit einem Anderen, ihr begehrenswerther Erschneidenden durchbrennt. Manchmal werden die

Ehen auch im Chausseegraben geschlossen, wo der Eine die Andere rastend fand, als er vorüberziehen wollte.

Wie der Mann häufig, wenn er von der Frau abhängig ist, sich durch brutale Behandlung sein Uebergewicht zu erobern und zu erhalten strebt, so auch der Scheeks. Schläge sollen die Treue sichern, Schläge reizen auch die Sinne der Schicksse. Doch findet man auch hier zarte Verhältnisse. Der Mann ist dankbar für weibliche Fürsorge und erfüllt eifrig die Pflicht, vor den von der bettelnden Tippelschicksse betretenen Dörfern nach der vielleicht nahenden Gendarmen-Streifwache auszuspähen. Die Schicksse ist selig, einen solchen tüchtigen, ruhigen und anhänglichen Mann zu besitzen, einen Mann, auf dessen Treue sie bauen darf.

Ein solches zufriedenes Paar traf ich vor Jahren an der medienburgischen Grenze bei Berleberg. Sie hatten ihr ganzes Besitzthum in einer Kiste bei sich, die sie abwechselnd trugen. Das etwa sechsundzwanzigjährige Frauenzimmer erzählte mir, sie sei aus Westpreußen nach Berlin gekommen und habe sich als Bäckerin ernähret, dann sei sie krank geworden. Als sie aus dem Krankenhaus kam, habe sie so unanfehnlich ausgesehen, daß Niemand sie ins Geschäft nehmen wollte. Schließlich mußte sie ins Asyl gehen und in dessen Nähe habe sie ihren Mann kennen gelernt. Auf seinen Rath hatten sich Beide dann auf die Strümpfe gemacht: „Vielleicht haben wir unterwegs mehr Glück!“ Sie wollten nach Medlenburg hinein. Der erfahrene Kunde leitete sie ganz gut. Sie hatte sich in ihre Kaufbahn schon so eingelebt, daß sie trieb, nach dem geeigneten, für Tippelschicksen ergiebigen Obotritenland zu kommen. Der Scheeks, ein Tapezireur, hatte sie wegen seines stillen, alle Schliche kennenden Wesens ganz in seiner Gewalt.

Sie hatte sich manche gute Eigenschaft aus früherer Zeit bewahrt. Den Mann und sich selbst hielt sie sauber. Ihre Kleidung war vielfach gestickt, aber nirgends zerrissen. Nur durch Unglück schien sie zu diesem elenden Wanderleben genöthigt, während alle anderen Tippelschicksen, die ich sonst kennen lernte, die ausgeprägteste Faulheit und Unfähigkeit, die Furcht vor der Sittenpolizei und die nicht zu bezwingende Leidenschaft zum Wandern auf die Landstraße getrieben hatte. Es war auch die einzige, die aus dem Großstadtleben hinaus auf die Wanderschaft gekommen war. Die meisten Tippelschicksen sind ehemalige Dienstmädchen, die dem Bauern wegen zu schlechter Behandlung und zu dürftiger Kost weggelaufen sind; natürlich kamen dann Faulheit und Lüderlichkeit hinzu. Manches entlaufene Dienstmädchen gerieth in die Tippelei, weil es auf dem Wege zur nächsten Stadt, wo vielleicht ein anständiges Unterkommen zu finden war, einem schlechten Kerl in die Hände fiel. In der Umgegend von Halle stieß ich auf zwei Tappelbrüder, die sich mit einem jungen Frauenzimmer hinter einem Buschwerk bequem gemacht hatten. Heimlich erzählten sie mir, sie hätten das Mädchen in der Nähe von Brandenburg getroffen. Sie seien drei Kunden. Während Einer die nothwendige Pöckelei (Essen) heranschaffte, hielten sie das Mädchen fest. Später, in Frankfurt an der Ober, kam der Eine dieser Tappelbrüder morgens in die Herberge zur Heilmath. Er hatte plattgemacht (im Freien geschlossen) und erzählte, während er sich aufwärmete, mit Behagen: „Ja, die Kleine! . . . Bis Berlin haben wir sie mitgeschleppt. Es war 'ne feine Kiste, — wir so zu Bierem. Aber dann, in Berlin, haben wir sie verloren!“ In

seinem verschmüht lächelnden Gesicht las ich, daß sie das Mädchen mit Absicht in der großen Stadt verloren hatten.

Dieses Mädchen schien aus einer sächsischen Industriegegend zu stammen. Im Allgemeinen gehen Fabrikarbeiterinnen selten auf die Walze. Wo aber die Prostitution nichts Rechtes einbringt, im Erzgebirge, in den Weberdistrikten des Sülzgebirges und ähnlichen armen Bezirken, kann man oft größere Gruppen wandernder Mädchen finden. Solche weibliche „Kunden“ schließen sich besonders gern Veiermännern an. Von diesen hausirenden Musikern werden sie auch gern mitgenommen, da sich ein Paar oft besser steht als ein einzelner Drehorgelspieler. Während der Mann vor den Häusern und Gehöften, auf den Märkten und an den Wegen spielt, kann seine Gefährtin leicht das Doppelte und Dreifache von Dem, was ihm zugeworfen würde, durch ihr persönliches Bitten ersammeln.

Hinter Schwerin ging ich mit einem solchen Paar. Der alte Veiermann gab die Begleiterin für sein Pflegekind aus. Das stimmte nicht. Sie lebten mit einander wie Mann und Frau. Und nur, um dem Mädchen die Gefälligkeiten, die sie bereitwillig in den Gasthöfen und Herbergen dem männlichen Dienstpersonal erwies, zu erleichtern, nannten sie sich Vater und Tochter.

In Mittel-, Süd- und Westdeutschland trifft man häufig wandernde Mädchenbanden, die singend und musizirend oder auch wahrhaftig Messen und Märkte bereisen. Sie sind für Jeden, der ihnen befehlen kann oder ein paar Pfennige zahlt, zu haben. Und gewöhnlich schleppen sie Alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Darin unterscheidet sich die Lippelschickse streng von den Landstreichern: sie stiehlt bei Gelegenheit. Aber nicht alle Lippelschicksen sind in der Beziehung unzuverlässig. Das wandernde Volk ist zum Stehlen meist nicht geschickt; sonst würde es sich nicht mühsam Pfennig für Pfennig und Brotrück für Brotrück zusammensuchen, sondern mit einem kühnen Griff die Mittel für Wochen oder doch mindestens Tage erraffen.

Manchmal traf ich frühere Komödiantinnen. Sie hatten wohl einmal kein Engagement bekommen; ihre Wäsche und ihre Garderobe war nach und nach verkauft; die Wirthin wies sie hinaus. In ihrem Elend, ihrer Niedergeschlagenheit suchten sie ihr Heil auf der Landstraße. Und dann kam die große Gleichgiltigkeit über sie, die Einem so oft in den Herbergen und in den Pennen begegnet: „I was, es hat ja doch keinen Zweck mehr!“ Diese Stumpfheit ist nicht immer ein Produkt äußerer Noth. Auch seelische Erlebnisse haben manche Frau gebrochen. Die geschiedene Gattin eines Geheimraths, die ich hinter Schneidmühl traf, schwelgte zügellos in Zusef und sinnlichem Genuß. Das letzte Schamgefühl hatte sie verloren. Selbst die Gegenwart von Kindern genirte sie nicht. Sie war wegen Ehebruchs auf Antrag verurtheilt worden. Als sie das Gängniß verlassen hatte, wollte sie ihr Geliebter nicht mehr kennen.

Entwurzelt aus ihrem besten Empfinden, war sie verweht worden. . . Solche Fälle sind selten. Wie viele Landstreicherinnen aber wollen ihrem Unglück entwandern und schleppen es doch mit sich von Dorf zu Dorf! Wie viele von Demen auch, die zu Lippelschicksen geboren scheinen!

Hans Ostwald.



## Deutsch-Amerika.

Carl Schurz, der klassische Deutsch-Amerikaner, hat öfter die Wendung gebraucht, den Deutschen in Amerika solle Germania immer die geliebte Mutter, Kolumbia die Braut sein. Wir hat dieser Vergleich nie recht zuzusagen wollen. Ein ewiger Brautstand gilt Bräutigam und Braut zugleich als schrecklich und die Heirath erscheint Beiden als das Bessere. Es wäre richtiger, Kolumbia nicht als die Braut, sondern als zweite Mutter, die Adoptivmutter des deutschen Einwanderers, zu bezeichnen. Aber ob Braut oder Mutter: es läßt sich nicht leugnen, daß durch die ungewöhnliche Liebe zu zwei Müttern ein Dualismus geschaffen wird, der den Deutsch-Amerikaner in eine ungemein schwierige und heikle Stellung den Eingeborenen gegenüber bringt. Die richtige Mutter kann von einer fremden nie pölig ersetzt werden. Michel merkt Das nur zu bald, nachdem er den Tausch vorgenommen hat. Die neue Mutter, die ihm aus der Ferne so ideal vorkam, unendlich idealer als die gestrenge Frau Germania, entwickelt bei näherer Bekanntschaft eine Reihe für einen Deutschen höchst fataler Eigenschaften. Wie die meisten Stiefmütter, läßt sie den Michel deutlich fühlen, daß ihr der eigene Sproßling unendlich besser und werthvoller scheint als der angenommene. Sie zieht ihn dem Michel bei jeder Gelegenheit vor; und während sie für alle Untugenden des eigenen Vengels nur ein nachsichtiges oder eitles Lächeln hat, hält sie dem Stieffohn von früh bis spät seine angeblich häßlichen Eigenschaften vor. Sie verlangt, daß er Alles ablege, was deutsch ist. Er soll nicht deutsch sprechen, nicht Bier oder Wein trinken, nicht Schweinsknöchel und Sauerkraut oder Limburger essen, er soll am Sonntag sich keinen Vergnügungen hingeben, sondern stumpfsinnig zu Hause bleiben oder fromm in die Kirche gehen. Dem Michel paßt Das gar nicht, um so weniger, als ihm Schurz und andere Führer hundertmal bestätigt haben, er thue seiner neuen Mutter kein Unrecht, wenn er deutsche Gepflogenheiten und deutsche Sprache beibehalte. Er findet ferner, daß die gepriesene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit meist glitzernde Phrasen sind, die eine Probe auf die nächsterne Wirklichkeit nicht ausgehalten haben, eben so wenig wie in Frankreich, dem sie entlehnt wurden. Und dabei sieht er, wie seine neuen amerikanischen Brüder, die am Sonntag in die Kirche gehen und nur Wasser auf dem Tisch haben, heimlich den Schnaps literweise trinken und um kein Haar besser sind als er selbst oder andere Menschen. Im Gegentheil: er wird Zeuge einer politischen Corruption, wie er sie in solchem unheimlichen Umfange daheim nicht gesehen hat. Seine deutsche Ehrliebe empört sich darüber. Aber man laßt ihn ins Gesicht und sagt ihm: „Du bist eben der richtige dumme deutsche Michel! Das ist nicht Corruption, sondern Geschäft; verstehst Du?

Geschäft wie alles Andere!" Am Meisten wurmt ihn aber das Gefühl, daß man ihn überall als eine Art Bürger zweiter Klasse ansieht, — nur, weil er nicht Kolumbias eigener Sprößling ist. Das verbittert ihm den Genuß des amerikanischen Bürgerthums ganz bedeutend. Er findet bei dem Stiefbruder zu viel Angelsächsisches, das ihm unsympathisch ist, vor Allem so gar nichts Gemüthliches. Er sucht daher lieber die Gesellschaft seiner mit ihm aus Deutschland herüber gekommenen Brüder auf. Da fühlt er sich zu Hause. Da herrscht nicht die angelsächsische Steifheit. Da kann er deutsch singen, deutsch reden, Bier trinken, kann Frankfurter und Sauertraut essen und sogar Limburger, ohne daß er deshalb für einen Barbaren angesehen wird.

So wird der Deutsch-Amerikaner, ob er will oder nicht, von Anfang an zu einem Zwitter. Er mag noch so gern amerikanischer Bürger und keinem Menschen unterthan sein, er mag lieber in Amerika leben als in Deutschland, weil er es in Amerika zu Etwas gebracht hat und durch Kinder und Kindeskinde an das Band gefesselt ist: er will doch kein angelsächsischer Amerikaner sein, sondern ein deutscher Amerikaner. Deshalb ist er auch in der inneren Politik stets seine eigenen Wege gegangen, deutsche Wege, und stimmt noch heute in New-York und sonstwo fast regelmäßig gegen die anglo-amerikanischen Ruder und Augenverdreher, die ihm ihren mittelalterlichen Puritanismus aufzwingen wollen, und für die korrupteren Irländer, die ihm nicht ins Bier spuden und ihm mehr persönliche Freiheit lassen. Auch hierin steht er also dem angelsächsischen Amerikaner als Widersacher gegenüber, als ein Unamerikaner nach dessen Auffassung, als ein Zwitter. Lasse man sich nicht täuschen durch einige schlechte Deutsch-Amerikaner, deren höchste Tugend es ist, für waschechte Yankee mit all deren angelsächsischen Untugenden gehalten zu werden! Man braucht sie nur zu krassen —: und der gute Michel kommt sofort zum Vorschein. So leicht wie einen alten Regenschirm kann man eben sein Volksthum nicht fortwerfen. Man liebt es, dem Deutschen in der Fremde besondere Neigung zu dieser bedauerlichen Charakterschwäche vorzuwerfen. Aber der Deutsch-Amerikaner von heute ist seines Volksthums sich viel bewußter als der früherer Zeit. Das ist erklärlich. Zunächst ist die deutsche Einwanderung von heute anders als die von früher. Damals waren unter den Deutsch-Amerikanern nicht Wenige, die mit den deutschen Verhältnissen, den politischen insbesondere, unzufrieden waren. Sie trugen gegen die alte Heimath einen Groll im Herzen und Amerika erschien ihnen als das zweite Schlaraffenland, wo die Freiheit und der Dollar gebraten in der Luft herumflogen. Das ist anders geworden. Man weiß heute, daß auch der schöne amerikanische Apfel seine Würmer hat. In Deutschland hat sich Vieles verbessert, in Amerika Vieles verschlechtert. Die Zeit rückt immer näher, wo die Worte Monarchie und Republik die einzigen Unterschiede

zwischen den beiden Ländern sein werden. Wer heute aus Deutschland auswandert, thut es fast nur noch aus rein pekuniären, wirtschaftlichen Gründen, weil die Uebersvölkerung zu groß ist und es in Amerika immer noch Raum für Einwanderer und damit gute Verdienstegelegenheit giebt. Er scheidet mit Behmuth von der alten Heimath und nicht selten mit dem Gedanken, einst seine alten Tage daheim zu beschließen. Auch ist mehr oder minder die Stellung des Ausgewanderten in der Fremde von der Stellung des Mutterlandes abhängig. Im Familienleben ist es ja eben so. Auf den Sohn eines erfolgreichen und hochgeachteten Vaters fällt stets von dessen Würde und Ansehen ein Abglanz, der dem Sohne als unschätzbare Empfehlungsbrief dient, ihm überall Thor und Thür öffnet. Als Deutschland nur ein geographischer Begriff war, wie Metternich frech an Prokesch schrieb, spielte auch der Deutsche in Amerika keine sonderlich hervorragende Rolle. Er verflocht sich und war ängstlich bemüht, nur ja nicht durch irgend ein selbstbewußtes Auftreten bei den Eingeborenen Anstoß zu erregen. Das änderte sich mit dem glücklichen Ausbau der altmodischen deutschen Kleinstaaten zu dem modernen Prunkbau des geeinten Deutschlands unter Preußens Leitung. Die geschichtlich nothwendigen Vorarbeiten zu diesem Ausbau, die Befiegung Dänemarks, Oesterreichs und Frankreichs, wirkten auch im fernen Amerika ein gewaltiges Echo. Wer hätte Das gedacht? Dieser lammsfromme Deutsche, dem man ungestraft stets den Hut eintreiben durfte, war ja ein Mordsklerl und konnte die fürchterlichsten Hiebe austheilen! Und der Amerikaner sah Michel plötzlich mit ganz anderen Augen an; und Michel wieder hob den Kopf höher und verflocht sich nicht mehr. Bismarck hatte ihn aus einem beschränkten Kleinstädter zu einem Deutschen gemacht. Der Deutsch-Amerikaner hatte sich auch vor 1870 schon große Verdienste um die neue Heimath erworben, auf jedem nur denkbaren Gebiet. Den Respekt seiner amerikanischen Mitbürger gewann er aber erst durch die blutigen Heldenthaten seines Volkes auf dem Schlachtfelde. Und bald darauf entpuppte er sich nun auch noch als einen Geschäftsmann erster Klasse. Er schlug den bis dahin als unerreicht betrachteten englischen Geschäftsmann auf allen Gebieten und baute Schiffe, denen John Bull nichts Aehnliches an die Seite stellen konnte. Und da er nun schon einmal dabei war, eine Bestrolche zu spielen, ging Michel hin und begann, Kolonialpolitik im großen Stil zu treiben, und etablierte sich sogar als Seemacht. Das Alles sah der Amerikaner mit einer Mischung von Neid und Bewunderung; und der Deutsch-Amerikaner hätte ein völlig Entarteter sein müssen, wenn er sich darüber nicht unbändig gefreut hätte. Nun trat er zum ersten Mal auch in die Arena der äußeren Politik und sprach ein kräftiges Wort zu Gunsten seiner alten Heimath und zugleich der neuen. Er verlangte Frieden zwischen Beiden mit Rücksicht auf die nahezu drei Millionen

Deutschen und die ungezählten Millionen deutscher Abstammung in Amerika. Die Jingos sahen in dieser Haltung eine Unverschämtheit. Sie nannten sie unamerikanisch, denn nach ihrer Ansicht hätte der Deutsch-Amerikaner gegen seine eigenen Stammesgenossen mitschimpfen und mitheizen sollen: dann wäre er ein wahrer Amerikaner gewesen. Ja, sie spöttelten sogar über die Bezeichnung Deutsch-Amerikaner, als kennzeichnend für ein politisches und soziales Zwitterthum, sprachen höhnisch von dem Amerikaner mit dem Bindestrich und behaupteten, es gebe nur Amerikaner, nichts weiter. Doch der Deutsch-Amerikaner behielt seinen Bindestrich und damit sein Zwitterthum und blieb auf seiner Wacht am Hudson und Mississippi gegen die Deutschenfeinde in Amerika und England. Dann kam der Burenkrieg, der den Deutsch-Amerikaner abermals Hand in Hand mit seinen Stammesgenossen in Deutschland fand. Die Schweicheleien Englands hatten den Yankee so bethört, daß die Welt das schmachvolle Schauspiel erlebte, wie das amerikanische Volk, das sich so gern als den berufenen Schutengel der Unterdrückten rühmen läßt, als einziges unter allen Völkern zu dem englischen Raubkrieg Bravo rief. Der Deutsch-Amerikaner allein klatschte nicht mit, sondern zischte.

Bezeichnend für das starke Pulsiren des Volksbewußtseins im Deutsch-Amerikaner ist auch sein selbstbewußteres Auftreten in inneren Fragen. Ein ungemein bedeutsames Beispiel dafür liefert der im Oktober 1900 in Philadelphia, Staat Pennsylvania, ins Leben gerufene „Deutsch-Amerikanische National-Bund“, der eine Vereinigung aller deutschen Vereine zu einem großen Ganzen anregt. Der Zweck des Bundes ist, nach der von ihm erlassenen Erklärung, das Einheitgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs zu wecken und zu fördern zum gemeinsamen, energischen Schutz solcher berechtigten Wünsche und Interessen, die dem Gesamtwohl des Landes und den Rechten und Pflichten guter Bürger nicht zuwider sind, zur Abwehr nativistischer Uebergriffe und zur Pflege und Sicherung freundschaftlicher Beziehungen Amerikas zum alten deutschen Vaterland. Der Bund beabsichtigt keine Gründung eines Staates im Staat, aber er verlangt deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen, Gründung von Fortbildungsvereinen als Pflegestätten deutscher Sprache und Literatur, führt überhaupt eine stolze Sprache. Die war aber nöthig, wenn dem hochmüthigen Anglo-Amerikaner endlich klar werden sollte, daß der Deutsche in Amerika mehr ist als bloßer Völkerbänger.

In dem selben Pennsylvania, wo sie ihr Deutschtum so kräftig betonen, hat sogar eine Frau, Lucy Formey-Bittinger, jetzt ein Buch geschrieben, das sich mit der Geschichte der Deutschen aus der Zeit Washingtons und mit ihren Verdiensten um das Land beschäftigt. Sie wäscht dabei den Anglo-Amerikanern, besonders dem Geschichtschreiber Francis Parkman, gehörig den Kopf, weil sie die deutschen Verdienste um das Land geflüchtig über-

sehen. Hatte doch dieser Parkman die Frechheit, zu schreiben, die deutschen Pioniere in Pennsylvania seien dumme Bauern gewesen, deren Dummheit und Unwissenheit noch bei ihren Nachkommen zu finden sei. Frau Lucy leitet ihren Namen von deutschen Vorfahren ab, deren einer der bekannte deutsche Arzt Dr. Fahrney in Maryland war und der andere der lutherische Geistliche Wittinger in Pennsylvania. Eine Amerikanerin, die auf ihre deutschen Vorfahren stolz ist: welche Wandlung der Dinge!

New-York.

Henry F. Urban.



## Das Verbrechen.\*)

Man hat sich in den letzten Jahren vielfach bemüht, den Begriff des Verbrechens genau zu erklären, dabei aber den des Verbrechens, der doch zuerst erklärt werden müßte, im Unklaren gelassen. Vielleicht glaubte man, die Kriminalisten der alten Schulen hätten sich zu ausschließlich um die zweite Frage gekümmert. Doch Das ist kein Grund, ins andere Extrem zu verfallen. Dem älteren Kriminalisten stand der Delinquent nicht nur außerhalb seiner sozialen Gruppe — eine erste sehr schädliche Abstraktion —, sondern sie studirten auch sein Vergehen, ohne ihn selbst anzusehen. Das führte sie zum Beispiel beim Rückfall dahin, daß sie die Nothwendigkeit einer höheren Strafe für einen zweiten — dem ersten ähnlichen — Diebstahl nicht einsahen. Die modernen Kriminalisten haben die Handlung mit dem sie Ausführenden und den sie Ausführenden mit seiner sozialen Gruppe verbunden; ein hoch zu veranschlagendes Doppelverdienst. Doch ist das erste Verdienst weniger neu, als sie glauben, und gerade in den barbarischsten Gesetzbüchern finden wir schon jene stärkere Beachtung des Verbrechens als des Verbrechens. So zum Beispiel ganz klar im russischen Kodex von 1648. Der charakteristische Zug dieses Gesetzes liegt nach der „Vergleichenden Gesetzgebung“ von Liszt darin, daß nicht die That, sondern der Thäter gefährlich erscheint; es ist der erste Versuch, die Verbrecher nach ihren persönlichen Verbrecheranlagen zu unterscheiden. Das Schicksal des notorischen Missethäters ist von dem des gerichtlich unbescholtenen durchaus verschieden. Man bestraft den zweiten Diebstahl mit dem Tode.

Der Fehler der älteren Autoren bestand darin, daß sie das Verbrechen in scholastischen Ausdrücken definirten; jetzt handelt es sich darum, es in möglichst positiven Ausdrücken zu erklären. Da es eine solche Erklärung nicht gab, haben die Anthropologen sich der Sache bemächtigt, sie bis ins Unendliche variirt und

\*) Die Analytirung des Verbrechen-Begriffes durch den berühmten französischen Kriminalisten wird deutschen Lesern im Gedankengange manches Fremdartige bieten; aber gerade dadurch wird dieses Fragment seiner Arbeit vielleicht zu erneuter Prüfung des Problems anregen und seine Lösung fördern.

sich über die Klassifizierung der Verbrecher nie verständigen können; sie haben den Begriff des Verbrechens implicite bald sehr weit, bald sehr eng begrenzt und sich oft so falsch ausgedrückt, als ob es sich um die Kriminalität der Thiere oder der fleischfressenden Pflanzen gehandelt hätte. Leider ist das Problem sehr schwierig; und wenn man nur die Veränderungen des Verbrechens und des Begriffs des Verbrechens im Lauf der Geschichte betrachtet, erscheint es unlösbar. Von einer Epoche zur anderen hat das sogenannte „schwere“ Verbrechen unendliche Wandlungen durchgemacht: Gotteslästerung, Zauberei, Majestätsbeleidigung, Ehebruch, Kezerei, Diebstahl, Mord. Ein einfacher Zufall, eine nicht gewollte Thatfache ist manchmal als Verbrechen ausgelegt worden. Trotzdem tritt aus diesen Wandlungen ein Begriff hervor, der sich nach und nach aus dem unreinen Gemisch löst und den man im Keim schon in den ältesten Zeiten überall findet, wenigstens, wenn man die „inneren“ Verbrechen, die allein als solche empfunden werden, in Betracht zieht. Was die nach außen gerichteten Verbrechen betrifft, so erschienen sie zuerst nur als Jagd- oder Kriegsthaten; denn außerhalb des Clans oder der Stadt, der Familie oder Rasse war Alles nur menschliches Wild, das man töten oder sich dienstbar machen konnte. Doch hat das nach außen gerichtete Verbrechen oft auf den Begriff des „inneren“ Verbrechens reflektirt, um ihn zu verfälschen. Aber die Civilisation reinigt ihn; und in diesem Zustande der Reinigung müssen wir mit unserer Analyse einsehen.

Vergebens hat man sich bemüht, die gesuchte Erklärung „wissenschaftlich“ zu gestalten. Man hat mit Unrecht geglaubt, „positiv“ müsse hier „physisch“ oder „physiologisch“ heißen und jede psychologische Auffassung müsse verbannt werden. Der wertwürdigste Versuch, diese Tendenz bis zur letzten Konsequenz zu treiben, wurde auf einem Kriminalanthropologen-Kongreß gemacht. Zwar hat man dort sehr wenig Erfolg gehabt und weidlich einen Schleier darüber gedeckt. Dennoch sind die gefundenen Resultate originell; und sie liefern ausgezeichnete Muster für die Seltsamkeiten, zu denen sich Naturforscher hinreißen lassen, wenn sie sich auf ein ihnen geistigen Gewohnheiten fremdes Gebiet begeben. Nach der Ansicht einzelner Forscher hätten das Verbrechen und das Unglück Das gemeinsame, daß sie unbeständige physikalisch-chemische Kräfte des Universums schließlich in stabile umwandeln, während die Tugend und das Glück die entgegengesetzte Wirkung haben. Und zwar sei das Unglück eine zufällig eingetretene Stabilisierung dieser Kräfte. Dagegen liege jedesmal ein Verbrechen vor, wenn ein Mensch mit einer geistigen Verfassung, die den Attributen der Dinge entspricht, von den Dingen zu seinem persönlichen Nutzen abweicht, was ihm nur gelinge, wenn er die nützlichen Lebenskräfte verringere. Trotz der Ungelenkigkeit und dem Schwulst dieser gewundenen Sprache erräth man, was der Autor sagen — oder vielmehr: was er nicht sagen — wollte, was er aber trotzdem sagt, nämlich: Das Verbrechen ist ein gewolltes Unglück, während das Unglück nicht gewollt ist. Ein Verbrechen ist seiner Ansicht nach um so größer, je größer der Verlust der Lebenskraft ist. Darum ist der Mord ein größeres Verbrechen als die Brandstiftung. Trotzdem liegt in dem Fall des Schiffbruchs der „Mignonette“, wo englische Matrosen einen Kameraden opferten, um ihn zu verpeisen, und in Folge dieses Mordes am Leben blieben, kein Verbrechen vor, denn der Verlust der Lebenskraft eines Menschen hatte gerade die Wirkung, daß die Lebenskraft der fünf bis sechs anderen

nicht verloren ging. So hauen die Kerzte den gordischen Knoten des Strafrechts durch! Dabei machen sie aber Einschränkungen. Ein Schurke überfällt und schwängert ein Mädchen. Bedeutet nun die Geburt des Kindes nicht eine Vermehrung der Lebenskraft? Gewiß! Demnach wäre die gewaltsame Schwängerung ein lobenswerther Akt? Das wagen sie nicht auszusprechen. Sie sagen vielmehr, die Straßlosigkeit solcher Handlungen würde die bösesten Folgen haben. Warum denn aber, wenn doch die Gesamtsumme der Lebenskräfte dadurch vermehrt wird? Ich möchte sie auch fragen, weshalb der Diebstahl einer Geldsumme ein Delikt ist, wenn er an einem Greise begangen wird, der außer Stande ist, sein Geld zu genießen, zumal, wenn der Dieb ein junger Mensch ist, der sie mit seiner ganzen Freundeschaar in für Andere einträglichen Orgien nutzbar machen würde? Doch ich will keine weiteren Fragen stellen.

Anscheinend weniger paradox, aber eben so wenig wahr sind die physiologischen Erklärungen des Verbrechensbegriffes. In einem Bericht von Dallemagne las ich die folgenden Zeilen, in denen die Gedankenverwirrung der Physiologen, die durchaus Soziologie treiben wollen, zum Ausdruck gelangt. Der Grundgedanke, von dem aus dieser ausgezeichnete Gelehrte dort den Begriff des Verbrechens definiert, lautet: „Die Erhaltung der ‚Gesellschaft‘ wird durch zwei wichtige Lebenshandlungen des Individuums gesichert: seine Ernährung und seine Fortpflanzung. Der Fortschritt (der Gesellschaft) beruht auf der Entwicklung und Vervollkommenung seiner Intelligenz.“ Ja, wird denn die Gesellschaft so erhalten, entwickelt sie sich so? Das gilt nur von dem individuellen oder dem spezifischen Leben. Angenommen, alle Franzosen von heute essen gut, pflanzen sich fort und bleiben sogar sehr intelligent, vergessen aber alle französischen Gewohnheiten und Traditionen, die französischen Ideen, die französische Sprache: wird sich die französische Gesellschaft dann erhalten und entwickeln? Man beachte, wie hier der Charakter neben der Intelligenz vergessen wird. Doch der Autor fährt fort und definiert nach diesen einleitenden Betrachtungen, die den Gesetzgebern ein sicheres, auf jedem anderen Wege vergeblich gesuchtes „Kriterium“ liefern, das Verbrechen so: „Das Verbrechen, das in erster Reihe der sozialen Pathologie einzureihen ist, ist nur die Ausströmung einer funktionellen Störung, deren Ausgangspunkt auf einer bestimmten organischen Veränderung beruht. Aber ich frage mich: wieso soll der Diebstahl, dessen Ertrag der Dieb zu seiner guten Ernährung verwendet, der guten Wirkung der Ernährung im Gesamtkörper der Gesellschaft zuwider sein? Inwiefern schadet die Ermordung des impotenten Vatten durch den zeugungskräftigen Geliebten der guten Wirkung der Fortpflanzung? Wieso schädigen die großen Betrügereien von der Art des Panamaschwindels, da sie doch die Intelligenz Einzelner auf ihrer Höhe zeigen, die geistige Entwicklung? Oder sind Das etwa keine Verbrechen oder Delikte?“

Die psychologischen Definitionen sind eben so irrig oder ungenügend, wenn man nur die sogenannte rein individuelle „intra-cerebrale“ und nicht die „Inter-Psychologie“ in Betracht zieht, diese noch ziemlich junge Wissenschaft, die die psychischen Beziehungen von Person zu Person studiert. Dieser Vorwurf trifft Bentham weniger als Andere, aber er muß in gewissem Maße auch auf ihn angewendet werden. Das Verbrechen ist seiner Meinung nach eine Handlung, die die Gesamtsumme der Lustempfindungen verringert und die der Unlustempfindungen

in der sozialen Masse vermehrt, entweder durch das direkte Uebel, das die Handlung hervorruft, oder durch das Uebel der Aufregung, die ihr folgt. Hier bedarf es schon einer Einschränkung; denn nach dieser Anschauung wäre ein Eisenbahnunfall ein schweres Verbrechen, auch wenn der Beamte, der es verursachte, es nicht gewollt, ja, vielleicht nicht einmal fahrlässig gehandelt hat. Es giebt keine Handlung, die größere Uebel unmittelbar oder mehr Aufregung mittelbar hervorriefe. Fügen wir also gleich hinzu, daß nur von abichtlichem Handeln die Rede sein kann. Das weiß Bentham recht wohl. Weshalb? Die zufälligen Ereignisse können sich eben so wie die gewollten wiederholen und deshalb erregend wirken, doch können sich die zufälligen nicht durch Nachahmung wiederholen. Durch abwilliges Handeln hervorgerufene Erregung, zum Beispiel bei einer aus Rache von einem verabschiedeten Angestellten verursachten Eisenbahnkatastrophe, muß demnach bei gleichem Grade des direkten Uebels größer sein als die aus einem einfachen Unfall entstandene Aufregung. Thatsächlich scheint sich die absichtliche Handlung nicht nur spontan, sondern auch ansteckend, imitativ fortpflanzen zu können; und gerade dadurch wird die Erregung kräftig und allgemein, da die imitative Erregung, wenn man ihr nicht Einhalt gebietet, eine unendliche Ausdehnung annehmen kann, während die spontane Wiederholung diese Tendenz nicht hat. Zwischen diesen beiden Arten aufregender Thatfachen besteht ferner der Hauptunterschied, daß wir die Ausdehnung der einen dadurch aufhalten können, daß wir ihrem Urheber ein dem von ihm hervorgerufenen Uebel mehr oder weniger symmetrisch entgegengesetztes Uebel auferlegen, während man hierdurch die spontane Fortpflanzung nicht hindern kann.

Doch auf die wichtige Rolle, die die Nachahmung in der Definition des Verbrechens spielt, ist von Bentham nur mangelhaft hingewiesen worden; auch erklärt er nicht deutlich genug ein besonderes, sehr charakteristisches Gefühl des sozialen Lebens, die Entrüstung, die der aus einer vorsätzlich begangenen schädlichen Handlung entstandenen Erregung erst ihre Farbe giebt. Garofalo scheint diese Frage beantwortet zu haben, da er das Verbrechen als eine Handlung erklärte, die das Durchschnittsgefühl des Mitleids und der Rechtsschaffenheit (warum nicht auch der Scham?), das in einer bestimmten Epoche in einem Volk verbreitet ist, gröblich verletzt. Doch diese rein sentimentale Erklärung giebt zu unwiderlegbaren Einwänden Anlaß. Erstens werden viele tückische und erbarmungslose, grausame und auf Erpressung zielende Handlungen großer Männer erhaben genannt. Warum? Weil sie gegen den Fremden, den Feind gerichtet sind. Man muß also unterscheiden, ob das Opfer der Handlung, die eine Durchschnittsredlichkeit oder ein Durchschnittsmitleid der Gesellschaft verletzt, in den sozialen Kreis des Verletzenden gehört oder nicht. Deshalb muß man anerkannt, als solche empfundene Grenzen des sozialen Kreises in jedem Volk und in jeder Epoche berücksichtigen. Zweitens ist nicht das verletzte Gefühl an sich in Betracht zu ziehen, sondern das Urtheil des Tadel, der Mißbilligung, das von dieser Verletzung des Durchschnittsgefühls hervorgerufen wird. Dieses Urtheil richtet sich nach der mehr oder weniger kühnen oder heuchlerischen Verletzung anerkannter Rechte und Pflichten. Die Rechte und Pflichten spiegeln sich in jenen Gefühlen, erhalten von ihnen ihre exekutive Kraft, ihre Weihe, sind aber nicht durch sie geschaffen. Vielmehr sind sie auf eine Kombination religiöser und politischer Be-

bürnisse und Glaubensanschauungen ursprünglich gegründet, durch konventionelle Interessen, durch die Gesetzgebung oder die Moral — den Ausdruck einer herrschenden Minorität oder einer beherrschten Majorität — entwickelt und zum Ausdruck gebracht. Einmal zugelassen und angenommen, formen sie das Durchschnittsgefühl des Mitleids, der Rechtschaffenheit oder der Scham, die ihre Wirkung, aber nicht ihre Ursache sind, nach ihrem Bilde. Die Funktion des Gesetzgebers ist nicht, sich diesem Gefühl anzupassen, sondern, es nach dem sozialen Ideal, das er zu verwirklichen sucht, umzugestalten.

Man hat versucht, den verbrecherischen Akt durch die antisoziale Natur der Beweggründe, die ihn hervorgerufen haben, zu charakterisieren. Dabei vergißt man, daß die Beweggründe der Verbrechen und ihre Ziele in den meisten Fällen, wenn nicht in allen, nichts Antisoziales haben. Der Verbrecher verfolgt die Befriedigung seines Hungers, seines geschlechtlichen Triebes, seiner Eifersucht, seiner Gelbzier, seines Ehrgeizes, seiner Rache oder auch — denn es giebt ästhetische und wissenschaftliche Verbrechen — seiner gelehrten Wißbegierde oder seiner Leidenschaft für die Kunst. Man hat Böjale angeklagt, die Vivisektion bei Menschen angewendet zu haben, und wir haben einen „ästhetischen“ Mörder erlebt. Aber alle diese Beweggründe sind an sich berechtigt und im höchsten Grade sozial; keine Gesellschaft könnte sie entbehren. Antisozial sind nur die zur Erreichung dieser Ziele angewandten Mittel. Wie soll man den verbrecherischen Charakter dieser Mittel nun anders definieren als dadurch, daß man sie für den bewußten und gewollten Bruch wichtiger Rechte eines Anderen erklärt?

Auch Colajanni, der tief eindringende italienische Kriminalist, liefert, trotz seinem Bemühen, den Gegenstand von verschiedenen Seiten anzufassen, keine genügende Erklärung. Das Verbrechen ist seiner Meinung nach eine „von individuellen und antisozialen Motiven bestimmte Handlung, geeignet, die Existenzbedingungen eines Volkes zu stören und seine Durchschnittsmoral in einem gegebenen Moment zu verkehren.“ Aber wie können diese Motive unmoralisch sein, wenn man den freiwilligen Charakter der von ihnen verletzten Rechte ausschließt? Eben so wenig kann ich mich mit der Auffassung Durkheims begnügen, in dessen Augen Alles Verbrechen heißt, was von dem „Kollektivgewissen“ einstimmig verworfen wird. Daraus würde folgen, daß das größte Verbrechen mehr als tausend Jahre lang die Hexerei gewesen sein müßte. Zugelassen; aber ich möchte wissen, wie dieses Kollektivgewissen entstanden ist, wie sich bestimmte Urtheile in einem bestimmten Moment in allen Seelen bilden und die selben Handlungen verwerfen, die in einer anderen Epoche mit der selben Einstimmigkeit entschuldigt werden: die Hexerei, den Selbstmord, den Ehebruch, den Kindesmord u. s. w. Will man etwa behaupten, jene verwerfenden Urtheile seien durch die Einwirkung gleicher Existenzbedingungen — übrigens ein recht unklarer und ungenauer Ausdruck — in millionen Gehirnen, ohne jede Nachahmung, erzeugt worden? Waren Millionen von Menschen eines schönen Tages spontan überzeugt, gewisse Individuen hätten einen Pakt mit dem Teufel geschlossen und befähigen allein durch ihren bösen Willen die magische Gewalt, kleinen Kindern konvulsische Zuckungen beizubringen, Viehherden und Menschen umzubringen und jungen Männern Impotenz anzubringen? Wenn sie solche Dinge einstimmig glaubten, so muß sie Jemand erfunden haben, der sie, dank seinem geistlichen oder profanen Prestige,

durch imitative Ansteckung weiter verbreitet hat. Jedes Kollektivgewissen hat sich durch individuelle Ideen gebildet, die sich dann fortpflanzten und verallgemeinerten und durch Tradition, durch erteilte Nachahmung weiterverbreitet wurden. Ist Dem aber so, dann können wir über die Urtheile des Kollektivgewissens nur diskutieren, wenn wir zu ihren Quellen, ihren Motiven, den Wahrheiten und Fretzhümern, auf die sie sich, oft unbewußt, gründen, zurückgehen; wir brauchen jene Urtheile nicht bloß sklavisch zu verzeichnen. Ferner können wir das Kollektivgewissen durch die selben Faktoren, die es bildeten, durch die Verbreitung neuer Bedürfnisse verändern, verbessern und es veranlassen, nicht mehr die Fexen auf Scheiterhaufen zu verbrennen.

Ich ließ meine eigene Anschauung schon durchblicken. Was ist das Verbrechen? Es ist eine Handlung, die von der sozialen Gruppe als ein Angriff und eine Störung empfunden wird, während man die Strafe als eine Bertheidigung und Beruhigung empfindet. Doch welche Art von Angriff und Störung? Das Werfen einer Granate in eine belagerte Stadt ist aggressiv und störend, aber nicht verbrecherisch. Man muß unterscheiden zwischen dem Angriff eines ausländischen Feindes und dem eines Mitbürgers.

Im Verbrechen erhebt sich ein Wille gegen einen anderen, höheren Willen (göttlicher, königlicher, Volkswille); und das Verbrechen besteht in einer Verletzung der von diesem legislativen Willen statuirten Recht. Doch nicht jede Verletzung, selbst nicht jede vorsätzliche Verletzung eines Rechtes wird als kriminell betrachtet. Sie gilt als rein civilrechtlich, wenn sie Rechte von nur individueller Bedeutung angreift. Diese Scheidung zwischen dem civilen und dem kriminellen Unrecht ist nicht ganz korrekt. Alles bewußte und gewollte Unrecht gehört, so gering auch das verletzte Recht sein mag, im Grunde zur zweiten Kategorie; denn auch dieses Unrecht würde das Publikum erregen oder entrüsten, wenn es genügend aufgeklärt würde. Daher empört die mala voluntas der Kläger im Civilprozeß das Rechtsgefühl manchmal eben so wie das Verhalten der Angeklagten oder Beschuldigten im Strafprozeß. Ja, wenn der Kläger oder der Beklagte in einem Civilprozeß mit Wissen und Willen das Gesetz verletzt hat, so wünschte ich, der Richter könnte ihn zu einer Geldstrafe oder zu Gefängniß verurtheilen. Doch praktisch ist die Sache unmöglich, erstens, weil der gute Glaube, in Anbetracht der Komplexität der Gesetze, stets präsumirt wird, und zweitens, weil der Richter, selbst wenn eine Partei offensichtlich bewußt Unbilliges verlangt, ihr oft wider Willen Recht geben muß. Wie kann eine illoyale, aber in der Benutzung der Gesetze geschickte Partei zugleich den Civilprozeß gewinnen und zur Strafe verurtheilt werden? Viele Leute würden darin einen Widerspruch finden; meine persönliche Logik würde dadurch, wie ich offen gestehe, durchaus nicht verletzt werden.

Für den Gesetzgeber und den Kriminalisten ist es sehr schwer, a priori zu entscheiden, welche vorsätzliche Rechtsverletzungen inkriminiert zu werden verdienen und nach welchem Maßstab Das geschehen soll. Soll man die vorsätzliche Verletzung eines Rechtes dann strafbar machen, wenn sie zugleich Verletzung der sozialen Ordnung ist? Und ist jene um so strafbarer, je ernster die soziale Ordnung bedroht erscheint? Aber dann wären ja gerade die größten Verbrechen nicht als strafbar anzusehen; denn die schrecklichsten und ungeheuerlichsten sind zum Glück

die am Wenigsten ansteckenden, selbst im Falle der Strafflosigkeit. Man darf nicht vergessen, daß eine gute Hälfte — wenn nicht gar drei Viertel — der sogenannten Verbrechen und Vergehen unverfolgt bleiben. Wenn man an die fast allgemeine Strafflosigkeit gerade der für die soziale Ordnung schädlichsten Verbrechen denkt, wie der Finanzschwindeleien, der journalistischen Beutezüge, der Nahrungsmittelverfälschungen, der Massenausfälschungen und der politischen Delikte, wenn man sieht, daß sich die Gesellschaft trotz Alledem hält, so zeigt sich die Unmöglichkeit, die Pönalisierung einer That an die soziale Gefahr zu knüpfen, die aus ihrer Strafflosigkeit folgen würde. Die soziale Gefahr des Verbrechens besteht in der Möglichkeit seiner Nachahmung. Doch diese Gefahr hält sich, selbst wenn es unbestraft bleibt, in ziemlich engen Grenzen; denn das durch die verbrecherische Handlung gegebene Vorbild wird von den vielfachen und entgegengesetzten Vorbildern ehrenhafter Handlungen bekämpft, die in jeder gesunden Gesellschaft im Ueberflusse vorhanden sind, und in diesem Kampfe der Vorbilder wird das verbrecherische sehr häufig geschlagen werden. Deshalb darf man die Kriminalität eines Aktes nicht danach bemessen, ob er, von Jedermann wiederholt, der sozialen Ordnung Schaden könnte. Sonst gäbe es keine noch so geringe Uebertretung — zum Beispiel: wenn Einer nachts seinen Wagen oder sein Fahrrad nicht beleuchtet —, die nicht zur Höhe eines wirklich kriminellen Delikts erhoben werden könnte. Aus demselben Grunde kann ich mich nicht mit Kants Formel befreunden, nach der man so handeln muß, daß die begangene Handlung geeignet sei, mit dem höchsten allgemeinen Maßstab gemessen zu werden. Wie wenige löbliche Handlungen, wie wenige Heldenthaten (man denke an den Selbstmord des Curtius) wären geeignet, verallgemeinert oder auch nur ohne ernste Unzulässigkeit Allen als Beispiel vorgeführt zu werden! Es kann also immer nur von einer beschränkten Nachahmung die Rede sein; und sie muß wahrscheinlich, nicht bloß möglich sein. In welchem Grade wahrscheinlich, ist schwer zu entscheiden.

Ist hiernach die mehr oder weniger große Nachahmungsgefahr bei einer vorsätzlichen Rechtsverletzung immerhin erheblich für die Frage der Pönalisierung, so treten doch auch andere erhebliche Momente hinzu. Analysiren wir einmal genau, was man die von einem Verbrechen verursachte „Emotion“ nennt. In dieser Emotion liegt nicht allein Aufregung, die Furcht, es wiederholt zu sehen, es liegt darin oft auch physischer, von gewissen abstoßenden Einzelheiten erzeugter Ekel (in Stücke geschnittene Frau, Verbrennen eines Leichnams, ungesundes Gelächern nach pornographischen Details), Reugier, Anziehungskraft des aufregenden Geheimnisses in gewissen räthselhaften Fällen, die, besonders wenn sich die Politik hineinmischet, das Privilegium besitzen, das Publikum in zwei Parteien zu scheiden (Dreyfus-Affaire); und endlich tritt dazu noch die sittliche Entrüstung.

Allerdings hängen mehrere dieser Mischelemente nur indirekt mit unserem Gegenstande zusammen. Man kann die Kriminalisierung gewisser Handlungen nicht von der erotischen oder romantischen Reugier oder von dem physischen Widerwillen, den sie erregen, abhängig machen; auch ihre politische Natur hat die Blicke des Gesetzgebers nur zu oft auf sich gelenkt. Trotzdem muß man diese nicht eigentlich kriminellen Elemente gewisser Verbrechen berücksichtigen, denn sie tragen dazu bei, die wirklich kriminellen Elemente hervortreten zu lassen oder im Gegentheil zu verdecken. Unter mehreren Verbrechen, die gleich geeignet erscheinen, zu erregen

und zu entrüsten, erregt oder entrüstet das eine fast Keinen, weil es kein pikantes Detail, keine unsaubere Seite; nichts bietet, was den politischen Leidenschaften zum Thema dienen könnte. Ein anderes erregt und entrüstet unendlich mehr Leute, als nötig wäre, weil es geeignet ist, das Interesse der Journalisten zu wecken. Die Mitwirkung der Presse pflegt die Wertung der Verbrechen recht ungleich zu gestalten; sie trübt den sittlichen Sinn des Publikums, weil sie es gewöhnt, sich für die Kriminalprozesse wie für realistische Theaterstücke zu interessieren. Sie bietet den eiteln Verbrochern die Aussicht auf weite und schnelle Berühmtheit und treibt sie, dem Publikum die Szenen vorzuführen, die es liebt.

In der Erregung und Entrüstung, die vorsätzliche Rechtsverletzungen mehr oder weniger hervorrufen, unterscheiden wir Dreierlei: 1. ihre Kraft, 2. ihre Ausdehnung, 3. ihre Daseinsberechtigung. Was die Erregung betrifft, so steht ihre Stärke häufig im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Verbreitung. Ein Brigant gilt in einem Bezirk oder in einer Provinz als besonders gefährlich, ist aber anderswo unbekannt. Dagegen hat sich die von den Vitrioleusen verursachte Erregung sehr weit und schnell verbreitet, ohne irgendwo sehr tief zu gehen. Die selbe That wird, je nachdem das Publikum müthig oder furchtsam ist, je nachdem es von der Presse überreizt ist oder nicht, eine ungeheure Erregung wecken oder unbeachtet bleiben. Der Gesetzgeber muß, besonders, wo er eine Handlung inkriminirt, sich darum kümmern, in welchem Maße dadurch Erregung in dem betreffenden Lande verursacht werden kann.

Man muß aber auch den Grad der Entrüstung, des Uoberwillens berücksichtigen, den die Motive gewisser Handlungen einschößen und der dem Thäter eine Art sozialer Achtung zusieht. Wie von der Erregung, so werden wir auch von der Entrüstung sagen müssen, daß die kräftigste nicht immer die ausgedehnteste ist; und eben so wenig ist die kräftigste und ausgedehnteste die verständigste. Die Entrüstung ist — und war von ihren ersten religiösen Anfängen an — der ungenaue, aber energische soziale Ausdruck des tiefen Zwiespalts zwischen dem Thäter und der Gesellschaft. Die Entrüstung ist eine Art sozialen Widerwillens.

Bezieht sich der Zwiespalt zwischen einem Menschen und seiner Gruppe auf einen gleichgültigen Punkt, so erregt er Lachen, Lächeln oder höchstens stumme Berachtung. Handelt es sich um eine Empfindungs- oder Handlungsweise, die der anderer Menschen nicht gerade zuwiderläuft, aber von ihr verschieden, ihr überlegen ist, in einem ihnen unerreichbaren Maße ein Ideal der Güte, des Genies, des Muthes verwirklicht, das sie gleichsam von unten nach oben betrachtet, so entsteht auf intellektuellem oder moralischen Gebiet Bewunderung. Berachtung, Entrüstung, Bewunderung sind die drei Gefühle, die die individuellen Abweichungen von der Allgemeinheit erwecken. Die Entrüstung drückt das gebieterische Verlangen nach Einstimmigkeit aus, das die Gesellschaft, das jede Gesellschaft in gewissen als grundlegend betrachteten Fragen empfindet. Die Kriminalisirung einer That, der Begriff des Verbrechens, involvirt also wesentlich einen gewissen Grad von Unbulbsamkeit, von „obligatorischem Konformismus“. Der bis zum Neuesten getriebene individualistische Liberalismus müßte logisch den Begriff des Verbrechens in den des Unglücks oder Zufalls umwandeln. Das allein würde genügen, um solchen Liberalismus als absurd zu verwerfen.

Man könnte nun von diesem Standpunkt aus zwei Arten von Verbrechen

unterscheiden: solche, die mehr erregen als entrüsten (oder wenigstens mehr erregen als entrüsten sollten), und andere, die mehr entrüsten als erregen (oder wenigstens mehr entrüsten als erregen sollten), denn die Entrüstung steht sehr selten in entsprechendem Verhältnis zur Erregung. Die anarchistischen Attentate, die Dynamitexplosionen haben sicherlich mehr erregt als entrüstet, weil viele Leute ihnen aus Parteigeist eine politische Färbung verliehen. Das ist ein Vorwand, der Alles entschuldigt. Dagegen hat die Handlung, wegen der Dreyfus verurtheilt wurde (ob mit Recht oder Unrecht, gilt hier gleich), weit mehr Entrüstung als Erregung gewedt; denn in der That ist die Gefahr der Nachahmung des militärischen Verraths durch andere Offiziere sehr gering. Aber der moralische Zwiespalt, der zwischen ihrem Urheber und der Gesamtheit der Nation zu Tage trat, ist außerordentlich groß. Ob der verrätherische Offizier dem Feinde nur unbedeutende Dokumente überliefert hat, thut wenig zur Sache; so schwach dann auch die Erregung sein mag: die Entrüstung ist deshalb nicht weniger stark.

Ein unter schrecklichen Nebenumständen begangener Mord wird stets, selbst wenn er nicht bestraft wird, Ausnahme bleiben; doch er verräth eine sittliche Anomalie von seltener Tiefe. Deshalb weckt er geringe Erregung, aber starke Entrüstung, und zwar durchaus berechtigter Weise. Dagegen ist eine Reihe vorzüglicher, von habgierigen Grundeigenthümern vorgenommener Brandstiftungen mehr geeignet, zu erregen, als zu entrüsten. Die „Hererei“ hatte früher das klägliche Privilegium, zugleich Erregung und Entrüstung im höchsten Grade zu wecken. Beides war anscheinend durchaus gerechtfertigt. Denn die den Zauberern zugeschriebenen und von ihnen gestandenen Handlungen schienen, abgesehen von ihrer großen Schädlichkeit, geeignet, sich mit der größten Leichtigkeit fortzupflanzen, wenn man ihre Quellen nicht verstopfte. Daher die entsefliche Strenge bei der Unterdrückung dieses eingebildeten Verbrochens. Dagegen entrüstete die Kezerei mehr, als sie erregte; oder sie entrüstete vielmehr sehr stark und erregte fast Niemand in den unaufldslich an den Glauben ihrer Väter geschmiedeten Völkern, die wenig geneigt waren, auf Neuerer zu hören.

Es giebt Handlungen, die im Allgemeinen beim Publikum weder Erregung noch Entrüstung wecken, deshalb als „fiktive“ oder „konventionelle“ Verbrechen erscheinen, aber eigentlich doch entrüsten oder erregen sollten. Zum Beispiel sollte die Abtreibung in einem Lande mit niedriger Geburtenziffer erregen, weil sie sehr leicht nachzuahmen ist; in Wirklichkeit aber erregt sich Niemand darüber und man entrüstet sich deshalb auch nicht übermäßig. Fast das Selbe behauptete ich vom Kindesmord. Ein anderes, noch wichtigeres Beispiel: die Verleumdung durch die Presse erregt die ehrlichen Leute durchaus nicht so, wie sie es sollte; sie erregt das große Publikum absolut nicht, obwohl ihre rasche, unbegrenzte, in Frankreich von der Straflosigkeit begünstigte Verbreitung eine der größten Gefahren für unsere soziale Wohlfahrt bildet. Auch bewirkt sie kaum Entrüstung, weil sie der Schmähsucht des Publikums schmeichelt. Noch ein anderes Beispiel: die Pornographie ist vielleicht das am Leichtesten nachzuahmende und ansteckendste Vergehen; trotzdem erregt es nicht und reizt sogar die meisten Familienväter, die es doch empfinden sollte, eher zum Lachen als zur Entrüstung.

Nach Allem ist das Verbrechen die Verletzung eines Rechtes und damit eines als höher angesehenen Willens (göttlicher, königlicher, Kollektivwille), dem

sich ein anderer, rebellischer und feindlicher Wille gegenüberstellt. Diese Verletzung muß den Charakter einer sozialen Gefahr tragen. Sie erregt um so mehr, je mehr sie zur Nachahmung reizt; sie entrüstet um so mehr, je stärker bei ihrem Urheber die Abweichung von der Sitte seines Willens ist.

Gibt es nun Handlungen, die zu jeder Zeit und in jedem Lande entrüstet und erregen? Ich kenne nur zwei: die vorsätzliche, nicht von der berechtigten Verteidigung oder der berechtigten Rache entschuldigte Tötung und den zum Nachteil eines Mitgliedes der selben sozialen Gruppe ausgeführten Diebstahl. Bei den Sittlichkeitsverbrechen schwankt die Werthung; nur, wo der Ehebruch oder die Schändung als ein an dem Gatten oder den Eltern begangener Diebstahl erscheint, sind sie stets strafbar. Man könnte ein drittes Verbrechen hinzufügen: die schwere, einem Mitgliede der selben Gruppe angethane Beleidigung, insbesondere gegenüber einem als höher geltenden Mitgliede, wie dem Familienvater, Häuptling, König und namentlich dem Gott der Gruppe (daher der Begriff der Gotteslästerung). Aber die Anschauung von Dem, was beleidigend ist, wechselt von Land zu Land und von Jahrhundert zu Jahrhundert so sehr, daß es schwierig sein dürfte, genau zu erklären, was man unter Beleidigung versteht, und Etwas zu finden, das in jedem Lande und zu jeder Zeit als beleidigend gegolten hat. Welches die größte Beleidigung ist, die man einem Mann oder einem Weibe anthun kann: Das ist eine Frage, deren Beantwortung höchst veränderlich ist, je nach der Verschiedenheit der Völker und der Klassen. So war im Mittelalter „Spießhube“ und „Ganner“ oder „Heze“ und „Keyer“ die schlimmste Beleidigung; „Räuber, Bonbit, Pirat“ ist keine Beleidigung in einem Lande, wo das Brigantenwesen und die Seeräuberei als ehrenhafte Berufe gelten, namentlich wenn sie gegen den Fremden ausgeübt werden. „Krämer“ war eine schwere Beleidigung, wenn man das Wort einem Adligen des ancien régime gegenüber gebrauchte, wäre es heute aber nicht mehr.

Dabei vollzieht sich aber in der Geschichte eine fortschreitende Ausbreitung der sozialen Gruppe, des sozialen Kreises, von der Familiengruppe (Familie, Clan, Stamm) bis zur Stadt, zum Staate, zur internationalen Vereinigung. Man kann die Stappen dieser Ausbreitung leicht verfolgen. 1. Die prähistorische Epoche, von der nur Gegenden übrig geblieben sind und in der es nur „häusliche“ Verbrechen geben konnte; daher hören wir anfangs von einem Brudermord (Kain und Abel). 2. Die erste antike Epoche: Da wurde die Ermordung eines Griechen durch einen Griechen aus einer anderen Stadt nicht als Verbrechen empfunden, sie entrüstete weder noch erregte sie. Thukydides berichtet, daß jede griechische Stadt gegen die andere Räuberei trieb. 3. Kurz vor den mediischen Kriegen wurde die zuerst patriarchalisch gewesene Moral, die dann Stammes- und später Stadt-Moral geworden war, in Folge des verallgemeinerten Gefühls der griechischen Einheit zu einer national-hellenischen. Jetzt wurde die Ermordung eines Griechen durch einen anderen Griechen, selbst aus einer anderen Stadt, als ein Verbrechen empfunden. 4. Der Unterschied des Griechen von den Barbaren erzeugte auch eine Verschiedenheit in der Moral. 5. Die Eroberungen Alexanders, namentlich die Verschmelzung Griechenlands und Asiens, bewirkten das Verschwinden dieses Unterschiedes. Zum ersten Mal wird die Entnationalisierung der Moral erkannt und formuliert. Der sittliche Kosmopolitismus taucht

auf. Nun war die Welt reif für das Aufblühen des Stoizismus, der die neue humanitäre Auffassung der Moral und dadurch auch der Kriminalität zum Ausdruck brachte. Der Weise Zeno gehört nicht seiner Stadt, sondern „der universellen Republik der Götter und Menschen“ an. Nun wurden die Ermordung eines Menschen und der Diebstahl allgemein als verbrecherische Akte angesehen. Doch nach Alexander kam es zu einem Rückschritt der Moral, die eben so zerbröckelte wie sein Reich. Daher hörte die Blüthe des Stoizismus auf; er schlief ein und erwachte erst wieder unter dem römischen Kaiserreich, das vom Standpunkte der moralischen Entwicklung aus als die vervollkommnete und vergrößerte Wiederholung des Reiches Alexanders betrachtet werden kann. Jetzt erschien das Christenthum mit seiner Idee der „Gottesstadt“ und der allgemeinen Brüderlichkeit. Dann folgte ein neuer Rückschritt im Mittelalter. Endlich, in den modernen Zeiten, volle Universalisirung der Moral, die sich auf die ganze Menschheit ausdehnt, nicht nur auf den Bruchtheil der Menschheit, den Alexander und die römischen Kaiser kannten, auch nicht blos auf die Christenheit des Mittelalters, sondern sogar auf die Nothhülfe und Keger. Mit dem Unterschiede der Städte, der Nationalitäten schwindet auch die Scheidung der Moral nach sozialen Klassen und Geschlechtern. Erst nach und nach entstand das Gefühl für die Bedingtheit von Rechten und Pflichten und der allgemeinere Begriff der Kriminalität. Wenn dieses Gefühl erstarkt ist, spricht man von einer Gleichheit vor dem Gesetz. Vorher wurde die Ermordung des Sohnes durch den Vater, der Frau durch den Gatten weniger ernst angesehen als der umgekehrte Fall. Heute behaupten wir, daß die That ohne Rücksicht auf die geschichtliche und soziale Stellung des Thäters gerichtet wird. Das gilt für die internationalen wie für die sozialen Beziehungen in einer Volksgemeinschaft. Den Anfang bildet eine Aera, wo der Beherrschte sich dem Herrschenden, der Unterthan dem Monarchen, die unteren Klassen den oberen gegenüber ohne Gegenleistung verpflichtet fühlen; dann geht man zu einer anderen Aera über, in der auch der Herrschende sich verpflichtet fühlt. Endlich kommt man zu einer Epoche, wo den höheren Klassen mehr Verpflichtungen gegen die unteren Klassen als diesen jenen gegenüber zugemuthet werden. Auf diesem Punkte stehen wir jetzt: die Arbeitergesetze, die Vorschriften über die Verantwortlichkeit der Unternehmer, über die dem Arbeiter zu gewährende Unterstützung, der unentgeltliche Unterricht sind aus dieser einseitigen Ausdehnung der Moral entstanden. Von uns verlangt man jetzt, wir sollten in den Kriminalstatistiken hervorheben, ob ein Mord, eine Gewaltthat von einem Unternehmer zum Nachtheil seiner Angestellten begangen sei, weil eine solche Handlung viel verbrecherischer sei als die vom wirtschaftlich Schwachen gegen den Starken verübte.

Die Moral hat sich ausgebreitet, aber wenig verwandelt. Eben so ist es mit der Kriminalität; das Gebiet des Verbrechens hat sich viel mehr erweitert, als die Natur des Verbrechens sich gewandelt hat. Davin ist die moralische von der wissenschaftlichen oder künstlerischen Entwicklung durchaus verschieden. Der Fortschritt der Wissenschaft bedeutet uns Erweiterungen und Vervollkommnung des Wissens, nicht Vulgarisirung der Kenntnisse.



## Die neue Anleihe.

Unsere Reichsrechnungskünstler haben allen Grund zu behaglicher Selbstzufriedenheit: anscheinend hat man sich um die neue dreiprozentige Anleihe, die sie dem Kapitalistenpublikum angeboten haben, gerissen, denn auf die 300 zur Subskription gestellten Millionen Mark sind über  $4\frac{1}{2}$  Milliarden gezeichnet worden. Das darf als ein um so größerer Erfolg ausgelegt werden, als der Emissionkurs so ziemlich der höchste ist, der in Deutschland für eine dreiprozentige Anleihe jemals verlangt wurde. Allerdings sind bei der Emission vom Februar 1899 noch 92 Prozent, bei der vom vierundzwanzigsten April 1894 87,70 Prozent gefordert worden; aber sonst war der Emissionkurs stets weit niedriger, in dem doch auch verhältnismäßig guten Jahr 1890 stellte er sich auf sogar nur 87 Prozent. Im Lichte der pessimistischen Voraussagungen, die behaupteten, das deutsche Kapital sei zu schwach, um all diese neuen Werthe aufzunehmen, erscheint dieser Erfolg noch bedeutsamer. Aber trotz den Schmeichelreden des offiziellen Skribententhums, die ihn zum Ruhm der neuesten deutschen Finanzpolitik aufzublähen suchen, ist er in Wahrheit nichts als eine schöne Coullisse. Seien wir uns ganz klar: unsere Reichs-Finanzpolitik wandelt die selben gefährlichen Wege wie unsere hohe Reichspolitik. Nicht nur durch große Worte, denen keine Thaten folgen, zeichnet sich unser Finanzgebahren aus, sondern auch durch die leichtfertige Methode, um eines momentanen Erfolges willen die Gefahren für die Zukunft aus dem Auge zu verlieren. Denn thatsächlich haben die Schwarzseher mit ihren Prophezeiungen doch Recht gehabt. Das deutsche Volk hat weder die Kraft noch die Lust besessen, die Menge der neuen Anleihen aufzunehmen. Vor Allem fehlt die Kapitalkraft: unserem Publikum ist es ganz unmöglich, heute schon große Kapitalien zu einem dreiprozentigen Zinsfuß festzulegen. Ohne diese neueste Emission befinden sich an dreiprozentigen Reichsanleihen  $1\frac{1}{16}$  Milliarden, an dreiprozentigen preussischen Konsols ungefähr 960 Millionen Mark im Umlauf. Dazu muß man dann auch noch die anderen in der letzten Zeit geschaffenen dreiprozentigen Werthe der Bundesstaaten und Landschaften rechnen, so daß die dreiprozentigen Werthe einen Gesamtbetrag erreichen, für den das deutsche Kapital noch durchaus nicht reif ist.

Das wird erst recht deutlich, wenn man das Zeichnungsergebnis etwas genauer unter die Lupe nimmt. Natürlich sind die in Deutschland gezeichneten Beträge sehr groß. In Frankfurt am Main ist ja allein schon der ganze Anleihebetrag gezeichnet worden. Aber wer hat gezeichnet? Zur richtigen Würdigung des Resultates muß man sich vor Augen halten, daß die Zeichner auch bei der Reichsanleihe, wie bei allen Industripapieren, in zwei Kategorien zerfallen. Da von den emittirenden Banken für gut befunden wurde, eine Spekulationsbewegung in dreiprozentigen Anleihen ins Leben zu rufen, so beteiligte sich an der Zeichnung eine ganze Menge von Deuten, die hoffen, möglichst bald nach der Zuteilung mit etwa 1 Prozent Nutzen die Papiere wieder verkaufen zu können. Diese sogenannten Konzertzeichner spielten diesmal gewiß eine große Rolle. Wer aber, um 1 Prozent zu verdienen, ein Papier zeichnet, begnügt sich natürlich nicht mit kleinen Beträgen, sondern wird, damit der Verdienst sich lohne, möglichst viel davon zu erschaffen suchen, übrigens genau so wie die soliden Zeichner,

die in Folge des angeblich vorhandenen sehr großen Interesses, an das sie, dank den Jobbermaßnahmen der Banken glaubten, von Dem, was sie in Wirklichkeit beziehen wollten und konnten, doppelte und dreifache Beträge subskribirt haben.

Wer aber sind nun diese „soliden“ Zeichner? Es wird von allen Seiten zugestanden, daß das kleine Sparkapital diesmal weit zurückhaltender gewesen ist als früher bei ähnlichen Gelegenheiten: Das ist der schlagendste Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung über die Kapitalkraft unserer Volksmasse. Demnach entfällt der weitaus größte Theil der Anmeldungen in Deutschland wahrscheinlich auf Stiftungen, Versicherungsgesellschaften und einige ganz reiche Privatkapitalisten. Der neuen Anleihe fehlt also die breite Basis, die eine Erfolg versprechende Unterbringung verbürgt. In Folge dessen werden vermuthlich schon ganz kurze Zeit nach der Emission die Kurse zurückgehen, weil die Banken die zurückströmenden Werthe nicht so ohne Weiteres aufnehmen können. Verhängnisvoller ist der Umstand, daß die Mehrzahl der realen Zeichnungen auf das Ausland entfallen zu sein scheint. Englisches und amerikanisches, ja auch italienisches Kapital ist in beträchtlichem Umfange theilhaftig gewesen. Doch ist diesmal noch eine ganz neue Kraft in Aktion getreten, die sich bisher von deutschen Anleihen fern zu halten pflegte: nämlich französisch-belgisches Kapital. Es wird behauptet, daß die französischen Kapitalisten besonders durch die nahe Gefahr der französischen Rentenkonversion zu dieser Theilnehmung bewegt worden seien.

Alein es bleibt doch höchst auffällig, daß trotz dem gerade jetzt sich wieder bedenklich regenden Chauvinismus, der in der toulener Flottenparade seine Spitze deutlich gegen Deutschland kehrt, die französische Kapitalistenwelt sich für die deutsche Anleihe so lebhaft ins Zeug legt. Ich fühle mich ganz frei von chauvinistischen Anwandlungen und würde kein Ereigniß mit größerer Freude begrüßen als den Tag, wo der alte politische Wroth zwischen Gallien und Germanien endlich einmal für immer begraben würde. Aber diese Art der Annäherung flößt mir geheimes Grauen ein. Die Herren aus dem Reich des Großen Bülow freilich werden angesichts dieser „wirthschaftlichen Annäherung Frankreichs an Deutschland“ den Mund wahrscheinlich wieder nicht voll genug nehmen können.

Gewiß pflegt der politische Friede nicht ohne Rückwirkung auf das wirthschaftliche Verhältniß zu sein. Aber muß denn wirklich diese wirthschaftliche Beziehung gerade darin bestehen, daß Deutschland sich in finanzielle Abhängigkeit von Frankreich begiebt? Und in diese finanzielle Abhängigkeit gerathen wir; darüber ist kein Zweifel möglich. Das Wort, daß die Schlachtfelder der Zukunft die Börsen sein werden, klingt den Bananen zwar schrecklich, aber es ist so unberechtigt nicht. Einen großen Theil seiner Anleihen hat Deutschland bekanntlich bereits in England und Amerika untergebracht: jetzt tritt nun auch Frankreich in die Reihe seiner Gläubiger. Wie stellt man sich denn eigentlich den Zustand vor, der eintreten muß, wenn im Fall einer politischen Reibung Frankreich unsere Anleihen über die Grenze zurückweist? Ich will damit nicht etwa der abenteuerlichen Behauptung Ausdruck geben, bei den Franzosen habe sich plötzlich die Erkenntniß Bahn gebrochen, sie müßten als die politisch und namentlich militärisch Schwächeren durch finanzielle Operationen uns gegenüber die Oberhand zu gewinnen suchen. Ich halte es für zum Mindesten unbeweisbar, daß aus solcher Ueberlegung heraus ihr thatkräftiges Interesse an unserer Anleihe entstanden sein könnte. Aber selbst

wenn wir annehmen, daß wirklich nur die nahe Gefahr einer Rentenkonversion die Franzosen zur Zeichnung angeregt hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch diese Betheiligung eine gewisse Abhängigkeit des deutschen vom französischen Wirtschaftsleben geschaffen wird. Dazu kommt, daß uns nicht einmal der Augenblickserfolg trösten kann, durch die französische Betheiligung große Beträge fremden Geldes ins Land zu bekommen. Wenigstens zeigt sich vorläufig noch keine Einwirkung auf den pariser Wechselkurs und es verlautet auch, daß die gezeichneten Beträge hauptsächlich aus den großen Guthaben gedeckt werden, die Frankreich in Deutschland unterhält. Mit diesem Trost ist also auch nichts.

Man wird fragen, ob und wie eine so bedenkliche Folge der Anleihe hätte verhütet werden können. Die „Reichsregierung“ ist diesmal wenigstens so vernünftig gewesen, nicht wieder direkt an das Ausland zu appelliren, und wahrscheinlich wird von ihrer Seite nun angeführt werden, daß man das Ausland ja niemals hindern könne, sich nach Gutdünken an unseren Anleihen zu betheiligen, ja, daß gerade die großen Auslandszeichnungen dem gefestigten Kredit Deutschlands das schönste Zeugniß ausstellen. Das Alles mag man gelten lassen. Aber der Fehler, der vermieden werden mußte und konnte, liegt darin, daß man den deutschen Kapitalmarkt zu einer Zeit in Anspruch genommen hat, wo seine soliden Elemente zu schwach waren, um die Anleihe dauernd übernehmen zu können. Weltmachtspolitik läßt sich ins Blaue hinein eben nicht treiben. Man durfte nicht unbesonnen Anleihen auf Anleihen thürmen und hätte sich sagen sollen, daß die Vermehrung der Reichsschulden mit der Kräftigung unseres Nationalvermögens gleichen Schritt halten müsse. Das ist in den letzten Jahren versehen worden. Eben erst wurde eine große Anleihe emittirt, aber schon droht für die allernächste Zeit ein neuer Pump, der uns beglücken soll. Wohin Das schließlich führen wird, weiß heute kein Mensch. Wenn wir dem krankhaften Bestreben, unter allen Umständen die erste Reihe in der Welt spielen zu wollen, nicht Einhalt thun, dann können wir zwar eine politische Scheingröße erkämpfen, dafür aber zu unseren Gegnern in ein Verhältniß wirtschaftlicher Ohrigkeit gerathen, die eines Tages viel schwerere Folgen hervorrufen kann, als alle Flotten und Heere der Welt wettzumachen im Stande wären.

Plutus.

\* \* \*

Für Herrn Johannes Schlaf hat der Verlag der Zukunft noch die folgenden Beträge erhalten: Paul Vainé 10, G. D. 10, J. G. 3, Dr. G. 20, Dr. Fr. 20, Dr. Gr. 10, Redaktion des „Lotos“ 10, Dr. R. 20, G. B. 20, R. 5, Obertertia der bre. lauer Oberrealschule 3, aus München 10, von einer Frankfurterin 50, G. Eckert 13, Literarische Anstalt München 100, Kommerzienrath Spemann 20, Benz & Schroeder 10, J. Rujch 2, Kunze 5, Pinner 14,50, Rama Praetorius 20, Zollmann 6 Mark. Im Ganzen sind bis zum vierten April 1144 Mark und neunzig Pfennige eingegangen und dem Rechtsanwält des erkrankten Dichters überwiesen worden. Den freundlichen Helfern danke ich im Namen des Herrn Schlaf, dessen Zustand sich nach dem Zeugniß seines Arztes gebessert haben soll und der die Heilanstalt schon verlassen hat.



## Notizbuch.

In den Schreibstuben unserer Zeitungen beginnt Arthur James Balfour wieder eine Rolle zu spielen. Freilich keine rühmliche. Es ist lange her, daß man dieser eigenartigen Intelligenz bei uns die ihr schulbige Aufmerksamkeit sollte. Joseph Chamberlains pöbelhafte schwindelei Bethätigungsdrang schob den feingebildeten, der Wissenschaft und Philosophie ergebenen Aristokratenpröbling bei Seite und er mußte sich gefallen lassen, als Handlanger seiner Scheußlichkeiten neben Rhodes, Robertson, Beit, Harris und Genossen genannt zu werden. Wer den Mann kannte, mußte es tief bedauern, daß die Zeitumstände ihm keine Gelegenheit gaben, sein starkes Talent für Verwaltungspolitik, seine an den besten Quellen unserer Kultur genährte Beredsamkeit, seine mit den feinen Spitzen weltmännischer Skepsis verbrämte Debattierkunst zur Geltung zu bringen, und ich habe mich herzlich gefreut, zu lesen, daß der von hungrigen Goldschreibern einst als bekadenter Sybarit verschriene Staatsmann noch so kräftig wie zur Zeit seines dubliner Obersekretariates die ungezügelte irische Schwachheit zu stopfen versteht. Nun spricht man wieder vom Junkerübermuth dieses ehemaligen Torydemokraten, weil er sich erlaubt, unter Freiheit etwas Anderes zu verstehen als der Stab der von Rudolf Kossie oder Isidor Landau Erleuchteten. Ob es jüngst gerathen war, die Iren durch einen Schlußantrag zu hindern, sich über eine auch die grüne Insel betreffende, im Grunde ganz belanglose Vorlage zu äußern, wage ich von hier aus nicht zu entscheiden; wohl aber weiß ich, daß das brutal beleidigte Recht ein eindruckvolleres Protestverfahren zu erfinden pflegt als die laute und lämmelhafte Ungerbildigkeit der Knecht und Glieder, wie sie unter den Barbaren aller Nationalitäten im österreichischen Parlament praktiziert wird. Statt ausschließlich von den Anstandspflichten der Mehrheit, sollte man endlich auch anfangen, von denen der Minderheit zu reden, und sich darauf besinnen, daß selbst der große Freiheitapostel Gladstone, um nur zu positiver Arbeit zu gelangen, sie mehr als einmal durch ähnliche Maßnahmen an die höheren Aufgaben ihres Daseins hat erinnern müssen. Was im Uebrigen die letzten Sitzungen des englischen Parlamentes beschäftigt hat, gab Balfour wiederholt Anlaß, zu zeigen, daß er weder seine Theorien noch seine Art, sie zu vertreten, geändert hat; ich denke besonders an die Colvile-Debatte. Die Amateur-Strategen in Presse und Parlament hatten sich in so auffälliger Weise dieses in der Ausführung eiligster Rücksüge und in der kindlichen Auffassung erhaltener Ordres unübertroffenen Generals angenommen, daß es Balfours Witz nicht schwer fallen konnte, die Maßregelung dieses „Feldherrn“, als zur Kompetenz des Stichtkommandirenden gehörend, zu rechtfertigen. Oder soll die wahre Freiheit in unseren zukünftigen Demokratien darin bestehen, zu verhindern, daß in hierarchischer Ordnung vereinte Fachleute sich gegenseitig nach ihrem Fachgewissen be- und aburtheilen? Diesen Unbegriff der Freiheit lehnt Balfour ab, mir scheint: mit Recht. Die Versalbsymptome am Körper des britischen Weltreichs mehren sich. Seine verantwortlichen Leiter liegen sich, ganz wie in Republiken, in den Haaren und suchen die Schuld für mißliche Vorfälle auf einander abzuwälzen. Das Parlament, der entweichte Schauplatz so unwürdiger Bänkereien, ohne rechtes Vertrauen auf die Geschicklichkeit des herrschenden Kabinetes, aber noch immer zum

Gehorsam geknädigt durch die Rücksicht auf die drohend sich häufenden Schwierigkeiten der äußeren Lage, mischt sich ins offizielle Gezänk und will wenigstens durch Worte den Schein seiner Mitherrschaft retten: es ist grausam, daß Balfour, als Führer des Unterhauses, ihm diesen Schein raubt. Grausam, aber ehrlich. Er war stets ein Feind parlamentarischer Anarchie und darj sich in seinem Bestreben, das Unterhaus vor ihren Unsitten zu schützen, auf die freimüthigsten Engländer berufen. Vielleicht wird sein Verhalten den Patrioten zum Troste gereichen, die auf dieses, wie mir scheint, noch unausgeschöpften Mannes politische Wirksamkeit ihre Zukunftshoffnungen setzen. S.

Ueber den Kanonenkrieg Ehrhardt contra Krupp schrieb mir ein Offizier:

„Was ist Ehrhardt? Ehrhardt ist ein Versuch, eine Nothwendigkeit, ein Liez gegen ein Wertheim-Monopol. Ehrhardt ist des Deutschen Reiches zweiter Kanonenfabrikant, ist die Seele jenes großartigen Unternehmens, das den Muth und die Mittel hat, in Wettbewerb mit Friedrich Krupp zu treten, ist in Firma: Rheinische Metallwaaren- und Maschinenfabrik-Düsseldorf.“

Ist der Schiffe bauende Krupp kanonenmüde? Ziehen dunkle Wetterwolken am politischen Himmel auf oder ist es nur pridelnder Ehrgeiz, der die Finanzleute Ehrhardts in Bewegung hält? Nein. Aber der Kreis wird eng. Ehrhardt ist bescheiden; er will nicht Alles. Auf Schiffs- und schwere Belagerungartillerie verzichtet er noch, aber Eins will er mit Gewalt: Feldgeschütze absetzen. Doch wie ist Das möglich? Hat nicht Krupp erst vor wenigen Jahren seinem besten Abnehmer, Deutschland, eine neue Garnitur Feldgeschütze geliefert? Will Ehrhardt hinausgehen in alle Welt und lehren alle Völker? Will er die Segnungen des bewaffneten Friedens hinaustragen auch in das dunkle Land der Heiden? Ist Ehrhardt international? Nicht mehr als Krupp! Wenn Massenkräfte von der Bedeutung solcher Finanzgruppen aufeinanderstoßen, stehen große Ereignisse vor der Thür. Ich will den Versuch wagen, das Räthsel zu lösen.

Seit bei der Infanterie das Magazingewehr eingeführt ist, giebt es bei der Artillerie eine Feldgeschützfrage. Eine Summe von Plänen und Projekten treibt seit einem Jahrzehnt ihr Wesen unter dem Namen ‚Feldgeschütz der Zukunft‘. Heute sieht man klar. Man verlangt mindestens die selben ballistischen Leistungen wie bisher, aber eine wesentlich größere Feuergeschwindigkeit. In keinem Fall dürfen die neuen Geschütze schwerer sein und sie müssen — Das ist der Angelpunkt — beim Schuß so fest stehen bleiben, daß ein Vorbringen oder Nachrücken im Schnellfeuer wegfallen kann. Diese letzte Forderung wurde bei den alten Systemen nur unvollkommen oder gar nicht erfüllt. Das Geschütz wurde verankert und stark gebremst. Es gab drei Möglichkeiten: entweder war es sehr schwer und blieb stehen; oder es war leicht und brach; oder — das deutsche Kompromiß — es war nicht sehr schwer und doch widerstandsfähig, sprang in die Höhe und ging ein verhältnismäßig kleines Stück zurück.

Das Feldgeschütz der Zukunft bringt eine andere Lösung, die theoretisch allein richtige. Die Rückstoßkraft wird in Arbeit umgesetzt, die nicht zwecklos — wie bisher — die Lafette zu zerbrechen und zurückzuschleudern sucht, sondern sie wird aufgespeichert und läßt saugend das Rohr allein in einem Schlitten zurückgleiten, um es dann selbstthätig wieder vorzuführen. Bei festmontirten Geschützen auf Schiffen

oder in Vertheidigungsanlagen haben sich solche Einrichtungen seit Jahren bewährt. Die Schwierigkeit liegt im Einbau in die Feldlafette, die nicht schwerer werden darf und nur relativ einfache Konstruktionselemente gestattet.

Frankreich acceptirte den neuen Typ zuerst. Dadurch hat es den anderen Staaten einen wichtigen Dienst erwiesen, denn es zeigte in großem Stil, wie man es nicht machen dürfe. Dann kam Ehrhardt mit einer neuen Lafette, während Krupp beharrlich an der Verbesserung des alten, beinahe rückständigen Systems arbeitete. Ehrhardt, ein Kind seiner Zeit, glaubte, auf die modernen Kampfmittel nicht verzichten zu dürfen. Ein geordneter Nachrichtendienst wurde geschaffen. Leute mit mehr oder weniger bekannten Namen weis sagten, daß die neuen Ehrhardt-Geschütze bahnbrechend seien und daß sie sich in die Armeen aller Nationen Eingang verschaffen würden. Diese Propaganda war nicht gerade glücklich. Auch dem Laien mußten die vielen Superlative, die stereotyp wiederkehrende Redensart „im Belieben der Besteller“ verdächtig klingen. Sachverständige Gegner hatten es leicht; und sie füllten eine harte, scheinbar nicht immer unparteiische Kritik. Ziemlich zur selben Zeit ging die erste — offenbar entstellte — Diabospost über die nach England gelieferten Geschütze ein. Die Abneigung des deutschen Volkes gegen bureaufeindliche Waffenlieferungen und die zur Zeit aufs Newberste gestiegene Richtung gegen England schufen Konjunkturen, die für Ehrhardt wenig günstig waren und von seinen Gegnern ausgenutzt wurden. Ehrhardts hellhörnde Behauptungen waren ansehbar und unbewiesen. Sie wurden angegriffen und hatten von vorn herein die öffentliche Meinung gegen sich. Wie mir scheint, mit Unrecht.

Im Grunde sind es zwei eigene Ideen, die Ehrhardt verwerthen will. Erstens benutz er zum Bau in ausgedehntem Maße stählerne, niet- und nahtlose Hohlkörper, die mit verhältnißmäßig geringen Kosten nach dem ihm patentirten Drehlochverfahren hergestellt werden und die mit hoher Stabilität relativ geringes Gewicht verbinden. Zweitens soll das lästige Aufbäumen des festgestellten Geschützes durch eine sinnreiche Verkleinerung des Lafettenwinkels vermieden werden. Darunter versteht man den Winkel, unter dem der Lafettenschwanz den Boden berührt. Lager- und Achsenhöhe auf der einen, Länge des Lafettenschwanzes auf der anderen Seite sind die Winkel bestimmenden Faktoren. Ehrhardt hatte — vermuthlich an dem neuen französischen Feldgeschütz — richtig erkannt, daß die Feuerhöhe und damit der Abstand vom Boden unter ein gewisses Maß nicht herabgemindert werden dürfe. Die Uebersichtlichkeit und die Möglichkeit, ungehindert richten zu können, werden sonst merklich beeinträchtigt; ganz davon abgesehen, daß das zu tief gelagerte Rohr beim Schuß solche Wolken von Sand und Staubpartikeln aufwirbelt, daß die Hauptvorsüge des rauchlosen Pulvers illusorisch werden. Ehrhardt suchte deshalb den Lafettenschwanz zu verlängern. Sollte das Feldgeschütz nichts an Fahrbarkeit und Anpassungsvermögen in schwierigem Gelände einbüßen, so konnte nur ein bewegliches Verlängerungsstück Erfolg bringen. Ehrhardt entschied sich für ein am Lafettenschwanz angebrachtes Einschieberohr, das teleskopartig einmal vor dem ersten Schuß ausgezogen wird und am Ende einen eigenartig gefornnten Sporn trägt, der die Lafette auch auf festem Boden unbeweglich feststellen soll. Mangelhaft oder absichtlich falsch unterrichtete Blätter haben darauf hingewiesen, daß eine französische Versuchslafette System Canet die Unbrauchbarkeit solcher Einrichtungen gezeigt habe. Das trifft nicht zu, denn dort handelte es sich um eine sogenannte Rauchlafette, die bei jedem Schuß teleskop-

artig zusammengedrückt wurde, also um ein absolut anderes Prinzip. Im Uebrigen hat Ehrhardts Schnellfeuer-Feldkanone G/1900 viel Ähnlichkeit mit dem in Frankreich eingeführten Feldgeschütz Modell 97. Allerdings beweist das erheblich geringere Gesamtgewicht und der sehr viel einfachere Bremsmechanismus der deutschen Kanone, welche gewaltigen Fortschritte die Technik auf diesem Gebiet während der letzten Jahre gemacht haben muß.

Dadurch, daß einzelne Staaten ihm Probelieferungen auf Verjuchsgeschütze in Bestellung gegeben haben, ist die Leistungsfähigkeit Ehrhardts noch nicht erwiesen. Eins aber steht fest: es handelt sich um eine wichtige Neuerung von großer Bedeutung, die die weitere Entwicklung der Feldgeschütze beschleunigen muß. Auch für die heutige hochentwickelte Technik werden schwer erfüllbare Aufgaben gestellt. Sie sind notwendig; und Karl Marx sagt, „daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind“. Höchste Zeit ist es, daß unser Volk und namentlich Alle, die da hungert und dürstet nach Weltmachtstellung, endlich aus den Kinderstuben thörichter Gefühlsduselei herauswachsen. Eine leistungsfähige Firma deshalb ausschließen wollen, weil sie ins Ausland liefert, ist eben so lächerlich wie der Glaube an selbstlose Aufopferung industrieller Unternehmungen des Großkapitals. Frei machen müssen wir uns von dem Kultus, der in letzter Zeit vielfach mit Eisen-Exzellenzen betrieben worden ist. Sie haben trotz scheinbarer Freigebigkeit dem Vaterlande noch keinen Groschen geschenkt; sie werden und sie sollen es auch in Zukunft nicht thun. Aber das Volk hat für sein gutes Geld das Recht auf angemessene Bedienung; es darf nicht dem verfluchten Hunger nach Gold zum Opfer fallen. Gerade bei den Lieferungen für Heer und Flotte darf es kein Monopol geben. Jeder an seiner Stelle sollte mithelfen, daß Mandover wie die Preistreiberereien der Panzerplatten-Patrioten sich nicht wiederholen. Deshalb ist der Kampf Ehrhardts gegen Krupp freudig zu begrüßen. Die Regierung und in letzter Linie das deutsche Volk muß dabei ein tertium gaudens werden; dazu helfe uns eine gesegnete Konkurrenz.

Der Kaiser soll neulich gesagt haben: „Ehe sie nicht den Kanal schlinden, unterschreibe ich den Zolltarif nicht; und auch dann unterschreibe ich nur die Bülle, die ich will.“ Der Satz klingt durchaus echt und alle Verjuche, ihn für erfunden auszugeben, werden keinen Erfolg haben. Nun könnte man zwar fragen, was der Kruppplan mit dem neuen Zolltarif zu thun habe und ob im Ernst daran gedacht werde, die agrarischen Kanalgegner, wenn sie nicht rechtzeitig noch einschwenken, durch Tariffälle zu strafen, die einem ganzen großen Gewerbe verhängnißvoll werden müssen, — dem Gewerbe, das man in Deutschland bisher für das wichtigste hielt. Doch wozu der eant? Im Grunde weiß Jeder ja längst, wie die Dinge liegen; und es ist nur nützlich, daß der Kaiser auch diesmal wieder der Kage die Schelle angehängt hat. Die protestantischen und katholischen Vertreter deutscher Bauern haben gegen den Kanalplan ein ganze Reihe ernster sachlicher Bedenken vorgebracht. Fallen sie nun um, dann muß selbst das blödeste Auge sehen, daß sie ihre Ueberzeugung einfach gegen höhere Zollfälle verschachtelt haben. Und wenn Politiker, die dazu im Stande sind, um den Rest ihres Ansehens kommen, wird im Deutschen Reich kein unbefangener Mensch eine so erfreuliche Entwicklung beklagen.